

Y 6
2949



4 Taf.
(12/8 1905)



1907 Inv. 63

Beschreibung

der

D a m p f m a s c h i n e,

welche

im Jahre 1831 an einem Soolbrunnen zu Halle
errichtet worden;

nebst

einer kurzen Nachricht

vom

Ursprunge und Fortgange des halleischen
Salzwerkes.

Von

K. W. Schimming.

Yb 2949

Mit vier lithographirten Tafeln.

Halle 1832.

Druck und Verlag von Fr. Schimmelpfennig.



Selonders abgedruckt aus Künstlers Ruhestunden, einer gemeinnützigen
Zeitschrift für Künste und Wissenschaften.



von Yb 2949



Diese Dampfmaschine ist bald nach ihrer Aufstellung von vielen Neugierigen, auch von Wißbegierigen in Augenschein genommen worden, und noch jetzt stellen sich von Zeit zu Zeit solche Besucher ein; jedoch wohl nur wenige mögen den Zusammenhang zwischen Kraft und Wirkung genau ausgefaßt haben, selbst wenn sie sich die Sache an Ort und Stelle erklären ließen, wenigere noch werden einen klaren Begriff von dem Zwecke der einzelnen Maschinen-Theile erlangt haben. Dieses ist auch nicht zu verwundern, weil viele Theile der Maschine im Innern derselben versteckt sind; viele noch einer besondern Erklärung bedürfen, wenn ihr Nutzen und ihre Verbindung mit dem Ganzen gehörig verstanden werden soll. Diese Erklärungen sind in der folgenden Beschreibung enthalten, welche durch Wort und Zeichnung sowohl den äußern Bau, als auch die innere Beschaffenheit gedachter Dampfmaschine deutlich macht; so daß auch Leser, die nicht Gelegenheit hatten, diese Dampfmaschine in Augenschein zu nehmen, dennoch eine richtige Einsicht der ganzen Zusammenstellung, so wie einen Begriff der wesentlichen Theile aller Dampfmaschinen erlangen können.

Zur leichtern Uebersicht ist die Beschreibung in einzelne Abschnitte getheilt, deren Ueberschriften jedem Leser das, worüber er vorzüglich Aufklärung wünscht, schnell herausfinden lassen. Zwei beigefügte Tafeln zeigen die Maschine von entgegengesetzten Seiten; die eine giebt nur

die äußere Ansicht, die andere zeigt die wesentlichsten Theile im Durchschnitt, ohne daß jedoch mehr vom Ganzen fortgelassen ist, als nothwendig wegbleiben mußte, weil es zu erklärende Gegenstände verdeckte. Andere, den größern Zeichnungen beigelegte Figuren dienen zur Erklärung einzelner Stücke.

Der Ofen und der Dampfkessel mit seinen
Theilen.

Da der Wasserdampf die belebende Kraft der ganzen Maschine ist, so muß die Beschreibung derselben natürlich mit dem Apparate, welcher diesen Dampf entwickelt, beginnen. Auf Tafel I. Figur 1 ist A eine Scheidewand, welche den Theil des Gebäudes rechts, worin sich die Dampfmaschine befindet, von jenem links, in welchem Feuerstelle und Dampfkessel sind, absondert. Wenn man durch eine Thür in diesen letztern Raum gelangt ist, so siehet man in der Wirklichkeit weiter nichts als das Mauerwerk, welches den Kessel umgiebt, die Stelle, wo die Feuerung besorgt wird, und ein Stück vom obersten Boden des Kessels, worauf sich zwei Hähne und ein Ventil befinden; hier in der Zeichnung ist jedoch die vordere Mauer als hinweggenommen, und der Kessel selbst seiner Länge nach durchschnitten vorgestellt, damit man die innere Beschaffenheit wahrnehmen könne. Deshalb kann man hier auch von der Eingangsthür und von den Stufen, die zum Feuer- und Aschenherde führen, nichts wahrnehmen. Bei B ist die Thür des Feuerherdes, C ist der Feuerungsraum selbst, unter welchem der eiserne Kofst angedeutet worden, und D zeigt den Raum, wo die Asche niederfällt, welchen Raum man den Aschenherd nennt. E E stellt das Innere des Kessels vor, welcher bis auf eine gewisse Höhe mit Wasser gefüllt ist, das, zum Sieden gebracht, den Wasserdampf entwickelt. Dieser Kessel, aus starkem Eisenblech, ist sechs Fuß sieben einen halben Zoll

lang, hat in der Höhe etwas über ein und dreißig, in seiner größten Breite neun und zwanzig Zoll. Seinem Querschnitt nach hat er die Form, wie sie Figur 2 zeigt, wo F der Querschnitt einer etwas gedrückten eisernen Röhre ist, die durch die ganze Länge des Kessels läuft, und der Feuerflamme einen Durchgang mitten durch das Wasser gestattet. Das Feuer bei C nimmt also erst seinen Weg unter dem eingebogenen Boden des Kessels, steigt dann wie die Pfeile anzeigen, hinten in die Höhe, dringt durch die eben beschriebene Röhre F, und theilt sich dann, vorn angelangt, rechts und links um die Seiten des Kessels, von wo sich Rauch und übrige Wärme endlich in G wieder vereinen, und in dem Schornstein H emporsteigen.

Der Kessel ist aus starken eisernen Platten mit doppelten Nietreihen wasser- und dampfdicht zusammengesetzt. Bei a a hat er eine Oeffnung, so groß, daß er durch dieselbe nöthigenfalls gereinigt werden kann; sie ist für gewöhnlich mit einer Eisenplatte durch mehrere Schrauben luftdicht verschlossen. Oben auf dem Kessel siehet man ferner das Sicherungsventil b und zwei Hähne, c 1 und c 2. Das Ventil b ist ein messingnes Regelventil, und so vorgerichtet, daß man es oben noch mehr oder weniger mit Gewicht beschweren kann, um die Wasserdämpfe bis auf den Grad der Erhitzung zu bringen, der zum Betrieb der Maschine erforderlich ist. Würde der Kessel zufällig überfeuert, so hebt sich dieses Ventil, welches sich nach oben öffnet, von selbst, und läßt die Dämpfe entweichen, daß also dadurch dem Zerspringen des Kessels vorgebeugt ist.

Die Hähne c c sind Anzeiger des richtigen Wasserstandes im Kessel. Das Wasser darf nämlich nur bis auf eine gewisse Höhe im Kessel steigen, damit für die Dampfentwicklung noch Platz bleibe; es darf aber auch nicht viel unter diese Höhe sinken, damit die Wände des Kes-

fels nicht etwa glühend werden; es ist daher nothwendig, ein Mittel zu haben, um sich von dieser richtigen Wasserhöhe zu überzeugen. Zu diesem Zweck ist der Hahn c 1 mit einer Röhre verbunden, die einen Zoll tiefer reicht, als der gewöhnliche Wasserstand ist, und der Hahn c 2 mit einer Röhre, die schon einen Zoll über dem gewöhnlichen Wasserstande endigt. Hiernach ist es klar, daß, wenn man den Hahn c 2 öffnet, aus demselben nur Dampf strömen kann, sobald das Wasser die richtige Höhe hat; dagegen wird der Hahn c 1 unter diesem Umstande siedendes Wasser ausspritzen. Sollte aber der Fall eintreten, daß aus c 2 statt Dampf Wasser käme, so weiß man, daß der Kessel überfüllt ist, und wenn umgekehrt c 1 Dämpfe hergiebt, daß der Kessel zu wenig Wasser hat. Im erstern Fall verschließt man sogleich die Speisungsröhre des Kessels, im andern läßt man das Wasser schneller zufließen. Auf einen Zoll auf und ab kommt es bei dem Wasserstande nicht an, daher sind die in den Kessel herabreichenden Röhren der Hähne so gewählt, daß ihre Längen etwa um zwei Zoll verschieden sind.

Der Austritt der Rohrs, wodurch die im Kessel entwickelten Dämpfe dem Cylinder der Maschine zugeführt werden, ist unter d zu sehen. Hier ist nur der Theil im Durchschnitt gezeichnet, welcher aus dem obern Boden des Kessels bis d reicht, dann wendet sich das Rohr etwas nach hinten, und geht neben dem Rauchfange und durch die Wand A zur Maschine. Noch siehet man vor diesem starken Rohre vorbei eine viel dünnere Röhre e gehen, welche ein ziemliches Stück in den Kessel niederreicht. Durch diese Röhre wird, vermöge einer nachher noch weiter zu beschreibenden Pumpe, dem Kessel fortwährend Wasser zugeführt, um den durch die Verdampfung entstehenden Verlust zu ersetzen; man nennt daher diese Röhre nach einem allgemein eingeführten Sprachgebrauch die Speiseröhre des Kessels, obgleich Tränkröhre richtiger seyn möchte. Das

Ende dieser Röhre scheint in der Zeichnung bis in den durch den Kessel gehenden Feuerkanal F zu reichen, dieses ist aber nicht der Fall, denn sie gehet neben diesem Kanal vorbei, weshalb ihr unteres Ende auch nur durch Punkte angedeutet ist.

Der Dampfcylinder mit dem in ihm beweglichen Kolben.

Dieser Dampfcylinder J ist hier ebenfalls im Durchschnitt zu sehen. Er steht, wie alle Theile der Maschine, auf einer festen eisernen Platte ff, die auf Mauerwerk von Backsteinen K ruhet, welches wieder auf einer Grundmauer L von Bruchsteinen stehet. Weder diesen Grund von Bruchsteinen, noch das Mauerwerk K kann man im Maschinengebäude sehen, da ersterer unter dem Fußboden befindlich, letzteres von einer hölzernen Bekleidung verdeckt wird.

Der Cylinder J ist aus Eisen gegossen, und innen völlig glatt ausgebohrt, oben verschließt ihn ein mit mehreren Schrauben befestigter eiserner Deckel g, durch welchen die Kolbenstange i luft- und dampfdicht hindurchgeheth, welches durch die Stopfbüchse h bewirkt wird. Indem nun durch die Röhre l der Dampf wechselsweise bald über den Kolben k steigt, bald unter denselben, so wird dieser dadurch auf und nieder getrieben, und mit ihm muß sich die Stange i ebenfalls auf und nieder bewegen. Der Raum, welchen bei dieser Bewegung das Ende der Kolbenstange durchläuft, beträgt zwei und zwanzig Zoll, welches man des Kolbens Hubhöhe nennen könnte.

Damit die Wasserdämpfe bei ihrer Einwirkung bald auf die obere bald auf die untere Fläche des Kolbens, nicht zwischen ihm und dem Cylinder hindurchdringen, ist es wesentlich, daß der Kolben dampfdicht in dem Cylinder schliesse, und doch leicht beweglich bleibe. In Spritzen, Wasserpumpen und Luftpumpen pflegt man sich zur Viede-

rung *) des Kolbens gewöhnlich des Leders zu bedienen, dieses ist hier aber nicht anwendbar, weil die bis über die Siedehöhe erwärmten Wasserdämpfe das Leder gleich zusammenziehen, und es endlich völlig verkochen; deshalb pflegt man sich wohl des Hanfes zu bedienen, oder, wie bei dieser Maschine, der Metallliederung. Das heißt der Kolben wird so gearbeitet, daß sein äußerer Umfang immer genau in dem Cylinder schließen muß.

Dieses zu verdeutlichen, dienen die Figuren 3 und 4 von welchen Figur 4 den Kolben in senkrechtem Durchschnitte nach einem größern Maßstabe zeigt, und Figur 3 denselben von oben, nachdem die Platte m hinweggenommen. In Figur 4 stellt i ein Stück der Kolbenstange vor, welche, wie man siehet, unten etwas stärker ausläuft, so daß man das Stück n n ohne daß es abgelenkt darauf stecken kann. Um dieses Stück auch gegen das Aufwärtschieben zu befestigen, ist ein Keil durch dasselbe getrieben. Kolbenstange und dieses Bodenstück sind von Eisen, auf denselben liegen nun aber einige Kreise aus Messing oder Glockenmetall, die wieder jeder in vier Stücke zerschnitten sind. In Fig. 3 sieht man den auswendigen dieser Kreise mit 1 2 3 4 bezeichnet, welche Zahlen zugleich die Stellen andeuten, wo er durchschnitten ist. Der innere schmalere Kreis ist bei 5 6 7 8 durchschnitten. Ueber diesen beiden Kreisen liegen zwei andere von gleicher Art, deren Durchschnitstellen in Figur 3 nur durch Punkte angedeutet sind, deren Lage man aber in Fig. 4 bei 9 10 u. s. w. sehen kann. Diese Kreise sind vor dem Durchschneiden in vier Theile erst ganz genau abgedrehet, und dann auf und in einander sowohl, als gegen die Unterplatte n und die Oberplatte m abgeschliffen worden, so daß sie also keinen Dampf zwischen sich hindurch lassen können. Damit

*) Liebern und Liederung sind die für Verdichtung von Kolben und Kolbenstangen gebräuchlichen Ausdrücke.

sie nun auch mit ihrem völlig glatten Umkreise beständig an die innere Fläche des Cylinders andrücken, sind sechszehn gewundene Federn angebracht, immer acht und acht über einander, welche gegen das feste innere Stück n und gegen die innern Ringstücke stemmen. In Figur 3 siehet man acht dieser Federn, in der Durchschnittszeichnung, in Figur 4 aber wie dieselben über einander liegen. Sobald hiernach die obere Platte m an das untere Stück n durch Schrauben, von welchen man zwei bei 11 und 12 siehet, befestiget ist, so können die beweglichen Ringstücke, sobald der Kolben in den Cylinders gebracht ist, nirgend ausweichen, sondern werden immer gegen die innere Fläche derselben anschließen, und bei gehöriger Glätte auch wenig Reibung verursachen, sobald sie nur von Zeit zu Zeit einigtes Del erhalten. Zu diesem Zweck siehet man in Figur 1 auf dem Deckel des Cylinders bei m einen kleinen Trichter angebracht, unten mit einem Hahn versehen. Der Trichter wird mit Del gefüllt, welches, sobald man den Hahn öffnet, in den Cylinders und auf den Kolben läuft, wobei man aber vorher sorgen muß, daß der Dampf oberhalb des Kolbens entfernt sei, sonst würde das Del von selbigem zurückgetrieben werden.

Der hier beschriebene Dampfcylinder hat innen sieben drei Viertelzoll Durchmesser, bei einem solchen und auch bei etwas größeren ist die hier beschriebene Metallliederung höchst zweckmäßig, bei bedeutend weiten Cylindern aber wird bei aller Genauigkeit die Reibung doch zu groß, indem es dann viel Schwierigkeit hat, immer hinlängliche Schmiere zu geben, deshalb pflegt man bei sehr großen Maschinen doch noch immer die ältere Hänsliederung anzuwenden, welche freilich von Zeit zu Zeit erneuet werden muß, welches ein Stillstehen der Maschine nothwendig macht.

Um dem Kolben regelmäßig bald von oben bald von unten Dampf zukommen zu lassen, auch zu bewirken, daß



sich jeder Zeit von der entgegengesetzten Seite ein dampfleerer Raum befinde, sind bei jeder Dampfmaschine entweder Ventile, Hähne oder Schieber erforderlich, die sich regelmäßig öffnen und schließen, um theils den Dampf zu lassen, theils um ihn einen Ausgang zum Condensator zu verschaffen, wo er plötzlich abgekühlt, und wieder in Wasser verwandelt wird. Bei dieser Maschine wird das alles durch einen einzigen Hahn bewirkt, dessen Beschreibung jetzt folgt.

Der Steuerungshahn, der Sparhahn und der Condensator.

Das Dampfrohr d, welches vom Kessel kommt, geht hinter dem Cylinder fort auch noch hinter das viereckige Stück n, und verbindet sich ebenfalls an der in der Zeichnung hintern Seite mit dem Sparhahn o, welcher noch weiter beschrieben werden soll. Von diesem Hahn kommt es durch ein kurzes Rohr zu dem bei p in dem Stücke n befindlichen Steuerungshahn, der diesen Namen erhalten hat, weil er den Gang der ganzen Maschine leitet.

Aus der kleinen Zeichnung in Figur 1 würde die Beschaffenheit dieses Hahns nicht gut deutlich werden, daher ist er in den Figuren 5 und 6 in Verbindung mit dem Sparhahn in zwei verschiedenen Lagen dargestellt. In beiden Figuren ist n das viereckige Stück oder der viereckige Kasten, den man auch in Figur 1, nur in kleinerem Maßstabe, siehet, 1 1 sind Theile der Röhren, die den Dampf von diesem Kasten, nach Erforderniß, sowohl über als unter den im Dampfcylinder befindlichen Kolben leiten können, p ist der Durchschnitt des eigentlichen Steuerungshahns genau durch die Mitte seiner Durchbohrungen, a ist der Kanal, der den Dampf zum Steuerungshahn bringt, b ist die Röhre, welche ihn von dort weiter und endlich zum Condensator führt. Man siehet aus der Zeich-

nung, daß der Steuerungshahn doppelt durchbohrt, und zwar gekrümmt durchbohrt ist, so daß er vier einander rechtwinklich gegenüberstehende Oeffnungen hat. In Figur 5 ist er so vorgestellt, daß der von a kommende Dampf durch denselben aufwärts steigen muß, er wird ihn also nach Fig. 1 durch die Röhre l in den Cylinder lassen, und zwar oberhalb des Kolbens; zu gleicher Zeit wird aber auch der Dampf, der sich unter dem Kolben befindet, durch die zweite Durchbohrung des Hahns entweichen, und nach Figur 5 durch die Röhre b dem Condensator zugehen können. Ist der Kolben niedergetrieben, so werden sich diese Zustände ändern müssen, wenn die Maschine fortgehen soll, der Dampf über dem Kolben muß jetzt entweichen können, und unter dem Kolben muß frischer Dampf einströmen, um ihn wieder aufwärts zu treiben. Eine dazu geeignete Stellung hat der Hahn p in Figur 6, der von a kommende Dampf wird durch die Röhre l nach unten geführt, und der von oben kommende Dampf findet jetzt bei b seinen Ausgang. Wird daher der Hahn p nur immer richtig gestellt, so wird die Maschine auch im regelmäßigen Gange bleiben. Diese richtige Stellung des Hahns durch einen dabeistehenden Menschen zu bewirken, wäre zu umständlich, daher läßt man sie durch die Maschine selbst verrichten, wie bald gezeigt werden soll.

Man könnte die gebrauchten Wasserdämpfe, die wechselseitig bald über bald unter dem Kolben fortzuschaffen sind, frei in die Luft treten lassen, hierdurch würde sich aber das ganze Maschinengebäude bald so mit feuchtem Dampf erfüllen, daß man darin kaum ausdauern könnte, deshalb leitet man die überflüssigen Dämpfe in den Verdichter oder (nach dem mehr gebräuchlichen Namen) Condensator. Dieser besteht in weiter nichts, als in einem metallenen Behälter, worin die Dämpfe so schnell als möglich abgekühlt werden, und sich also wieder in Wasser verwandeln, wie dieses eine bekannte Eigenschaft der Wasser-

dämpfe ist. Das Kühlrohr an den Destillirblasen ist auch ein solcher Condensator, und man würde es bei der Dampfmaschine anwenden können, wenn man das umgebende Wasser immer hinlänglich kalt erhalten könnte. Hier kommt es jedoch nicht darauf an, wie bei der Destillation, die verdichtete Flüssigkeit rein zu erhalten, daher gelangt man kürzer zu der beabsichtigten Abkühlung, wenn man unter die Dämpfe unmittelbar kaltes Wasser spritzt, oder es hinzu tröpfeln läßt. So ist die Vorrichtung auch bei dieser Dampfmaschine getroffen, der Condensator befindet sich in einem geräumigen Wasserbehälter, aus welchem von Zeit zu Zeit Wasser in denselben eindringt, die heißen Dämpfe zersetzt und wieder in Wasser verwandelt. Der Condensator selbst ist in dieser Zeichnung nicht zu sehen *) wohl aber der Wasserbehälter, in welchem er sich befindet, der aus gegossenen Eisentafeln zusammengesetzt und hier mit dem Buchstaben M bezeichnet ist. Aus diesem eisernen Wasserbehälter gehen bei q q zwei kupferne Röhren von denen die obere fortwährend das ihm überflüssig zugeführte Wasser abfließen läßt, und die untere, mit einem Hahn versehen, dazu dient, das Wasser bei einer Reparatur völlig ablassen zu können. Das Ende dieser Röhren geht unter dem Fußboden fort, und führt das Wasser bis außerhalb des Maschinengebäudes, wo selbiges noch ziemlich warm ausfließt, denn das Wasser aus dem Behälter M wird nicht nur an sich schon durch den Condensator warm, sondern mit diesem ausfließenden Wasser vereinigt sich auch einiges von dem warmen Wasser, welches durch eine eigens dazu bestimmte Pumpe aus dem Condensator gezogen wird. Das Rohr, welches dem Condensator die heißen Dämpfe zuführt, siehet man in Figur 1, sowohl auf Tafel I. als II., mit r bezeichnet, es ist wie der Con-

*) Es wäre überflüssig gewesen, den Condensator besonders abzubilden, da seine Form ganz willkürlich ist, und man sich seine Beschaffenheit aus dieser Beschreibung hinlänglich vorstellen kann.

densator selbst von Kupfer. Auf Tafel I. sieht man dieses Rohr dort, wo es aus dem Kasten n tritt, durchschnitten, weil hier die Haupttheile der Maschine im Durchschnitte vorgestellt sind.

Wenn die Dämpfe über oder unter dem Kolben eingelassen werden, und den Kolben bis über die Hälfte seines Weges getrieben haben, so besitzen sie so viel Spannkraft (Elasticität), daß sie ihn auch noch bis ans Ende desselben schafften, wenn auch kein neuer Zufluß von Dämpfen kommt. Um diese Eigenschaft der Dämpfe zu benutzen, hat man bei manchen Maschinen den Sparhahn eingeführt, welcher den Dampfkanal schließt, ehe der Kolben seinen Gang vollendet hat, wodurch allerdings eine gewisse Menge Dampf erspart wird, woher der Name des Hahns. Man siehet diesen Hahn in Figur 5 und 6 auf Tafel I. mit o bezeichnet, da der Dampf von hinten kommt, so läuft seine Durchlöcherung nicht gerade durch, sondern bildet einen rechten Winkel. In Figur 6 hat er den Zuführungskanal versperrt.

Die hier beschriebene Dampfmaschine ist nicht ursprünglich für den jetzigen Gebrauch gefertigt worden, sondern von einem andern Orte hierher versetzt worden, da sie nun gegenwärtig mit vieler Kraft arbeiten muß, so braucht sie auch die volle Dampfstärke, und daher hat man gegenwärtig den Sparhahn außer Thätigkeit gesetzt, das heißt, man läßt ihn immer fast ganz geöffnet, und stellt ihn nur, wenn man die Kraft des Dampfes etwas mäßigen oder verstärken will.

Der Schwungbalken und das Schwungrad.

Die Bewegung des Kolbens und der Kolbenstange ist nur eine hin- und herschiebende, um diese zu macherlei Zwecken zu benutzen, setzt man das Ende der Kolbenstange mit einem Schwungbalken (Balancier) N in Verbindung. Dieser Schwungbalken ist bei der vorliegenden Maschine

von Gußeisen, fünf Fuß lang, und ruhet auf zwei gegossenen eisernen Pfeilern O, von denen in Tafel I. nur der hintere zu sehen ist, weil der vordere, theils der Durchschnitzzeichnung wegen, theils weil er andere Maschinetheile verdecken würde, fortbleiben mußte. Wie der aus zwei Blättern bestehende Schwungbalken mit seiner Achse s in Pfannen des Pfeilers ruhet, siehet man deutlich bei s in Fig. 1 Taf. II. Dieser Schwungbalken dient sowohl die verschiedenen an ihm befestigten Pumpenstangen, als auch das Schwungrad P in Bewegung zu setzen. Dieses letztere bewirkt er durch die starke eiserne Stange Q, welche an seinem einen Ende drehbar befestigt ist, und unten um eine starke Kurbel faßt, welche sich an der Achse des Schwungrades befindet. Da die Zeichnung die Kurbel in ihrer niedrigsten Stellung abbildet, so ist nur ein Theil derselben neben der Stange Q zu sehen. Wenn der Schwungbalken sich auf und nieder bewegt, so setzt er, vermöge dieser Kurbel, das Schwungrad in Gang, ganz so wie man durch Tritt und Kurbel ein Rad in Umschwung bringen kann,

An der Achse des Schwungrades befindet sich hinter der Kurbel noch die excentrische Scheibe R, das heißt eine solche Scheibe, die nicht in ihrem Mittelpunkt aufgesteckt ist. Um diese Scheibe läuft der messingene Ring t, an dem unten und oben die in zwei Arme auslaufende Eisenstange u befestigt ist. Da nun bei der Umdrehung des Schwungrades die excentrische Scheibe R fortwährend ihre Lage verändert, so wird sie durch den auf ihr sich bewegenden Ring die Stange u hin und her schieben; das Ende der Stange u ist aber mit einem Arm des Steuerungshahns verbunden, und dieser Arm und die Excentricität der Scheibe R stehen in solchem Verhältniß, daß gedachter Hahn bei jedem Umschwung des Rades P ein Mal rechts und ein Mal links um den vierten Theil seines Umkreises gedrehet wird, wodurch also die Maschine selbst die

gehörige Stellung dieses Hahns bewirkt. Damit der Hahn in jeder seiner beiden Stellungen etwas ruhen bleibe, und dem Dampfe Zeit zum Ein- und Ausströmen lasse, ist das Ende der Stange u mit einem länglichen Einschnitt versehen, der sich bei jeder Drehung des Hahns erst etwas blind schiebt, ehe er den Arm des Hahns wirklich bewegt. Diese Verbindung der Steuerungsstange mit dem Hahn ist zwar in keiner der beiden Zeichnungen zu sehen, da sie durch andere Gegenstände verdeckt wird, sie ist aber auch so einfach und leicht zu begreifen, daß eine besondere Zeichnung derselben überflüssig schien.

Die Achse des Schwungrades läuft über den Wasserbehälter M hinweg, und ihre Zapfen ruhen auf jeder Seite auf Pfeilern von Gußeisen in Pfannen von Glockenmetall. Auf Tafel I. wird die Pfanne von der Kurbel und der excentrischen Scheibe verdeckt, auf Tafel II. aber ist dieses Zapfenlager bei v ganz deutlich zu sehen. Gleich hinter diesem Zapfenlager ist auf der Achse des Schwungrades ein eisernes Triebrad S, von neunzehn Zoll Durchmesser und vier und zwanzig Zähnen oder Kammern, befestigt, welches in ein zum Kunstgestänge gehörendes Vorgelege greift, wie nachher weiter gezeigt werden soll. Das Triebrad S ist auf beiden Zeichnungen sichtbar.

Der Durchmesser des eben beschriebenen Schwungrades beträgt sechs Fuß und fünf einen halben Zoll. Der Ring desselben ist zwei drei Viertelzoll stark, und vier ein Viertelzoll hoch.

Es giebt zwar noch andere Manieren durch die schiebende Bewegung einer Kolbenstange eine drehende hervor zu bringen, auch selbst unmittelbar durch die Kolbenstange, allein die hier angebrachte, durch Hülfe eines Schwunghakens, ist die gewöhnlichste, und hat auch manche Vortheile, man wird aber aus der Zeichnung sehen, daß die Kolbenstange nicht unmittelbar mit dem Balancier in Verbindung ist, sondern, daß dazu noch die Zwischenstücke w

x z und der bewegliche Stab y helfen, davon im folgenden Abschnitt.

Das Parallelogramm oder die Storchschnabel-
Bewegung.

Die am Ende des Schwungbalkens bei w x y z angebrachte Maschinerie hat den Zweck, dem äußersten Punkt von w eine solche Bewegung zu geben, daß er immer senkrecht über der Kolbenstange bleibt, obschon sich das Ende des Schwungbalkens, der Natur der Sache nach, in einem Kreisbogen bewegen muß. Man nennt eine solche Vorrichtung eine Storchschnabelverbindung, auch wohl schlechtweg einen Storchschnabel, von der Ähnlichkeit, die sie mit einem sehr bekannten Zeicheninstrument, welches ein Storchschnabel heißt, hat. Es ist dieses eine sinnreiche Erfindung, die man bei vielen neuern Dampfmaschinen angewendet findet, obschon der Grund ihrer Zusammenstellung nicht so allgemein bekannt ist, als er es verdiente; eine etwas nähere Beleuchtung dieser Vorrichtung wird daher den Wünschen mancher Leser gewiß entsprechen.

In Figur 2 auf Tafel II. sollen die Linien a b und b c zwei einarmige Hebel vorstellen, die in a und c ihre festen Drehpunkte haben, sich aber bei b frei auf und nieder bewegen können. Wenn diese beiden Hebel sich nach oben bewegen, so werden ihre jetzt bei b zusammenstehenden Enden sich nach der Richtung der punktirten Kreisbögen von einander entfernen, und wenn sie beide gleich hoch gekommen wären, so wird auch das Ende des einen Hebels, von einer senkrecht auf a c durch den Punkt b gedachten Linie, eben so weit abstehen, als das Ende des andern Hebels. Hieraus folgt, daß zwei solche sich gleichförmig bewegende Hebel eine Stange senkrecht auf und nieder treiben könnten, wenn sich die Stange nur so an beiden befestigen ließe, daß sie immer in ihrer Mitte bliebe, umgekehrt aber auch eine so befestigte Stange beide

Hebel in Thätigkeit sehen könnte, ohne aus ihrer senkrechten Richtung zu kommen. Eine solche Befestigung ist unter den in Figur 2 gezeichneten Umständen nicht zweckmäßig anzubringen, allein es giebt ein einfaches Mittel, dieses mit ziemlicher Genauigkeit zu erreichen, sobald man den einen Hebel nur tiefer als den andern legt.

Die Linien a b und c d in Figur 3 derselben Tafel stellen zwei solche Hebel vor, die ihre Drehpunkte in a und d haben, deren beide andere Enden aber durch den Stab e b so verbunden sind, daß die Vereinigungspunkte drehbar bleiben. Die Mitte dieses Verbindungsstabes, oder der Punkt g wird, so lange die Bogen, welche die Enden der beiden Hebel auf- oder niederwärts beschreiben, nicht sehr groß werden, auch fast ganz genau in der Mitte zwischen beiden verbleiben. Gesezt diese Hebel hätten sich, wie die punktirten Linien in Figur 3 anzeigen, nach e und f erhoben, so ist der Stab e b auch mit bewegt worden, und hat jetzt die Richtung wie ebenfalls Punkte in der Figur es darstellen; sein Mittelpunkt hat sich dabei von g in die Nähe von c begeben, ist aber noch senkrecht über seinem vorigen Stande, obschon die Hebelenden sich bedeutend von der senkrechten Linie über b entfernt haben. Eine mit dem Punkte g in Verbindung stehende Kolbenstange würde also beide Hebel in Bewegung setzen können, ohne dabei aus ihrer senkrechten Lage zu kommen.

Bei dieser beschriebenen Vorrichtung müssen die Hebel a b und c d gleich lang seyn, dieses bringt, wenn a c z. B. die eine Hälfte des Schwunghakens einer Dampfmaschine vorstellen sollte, manche Unbequemlichkeit mit sich, und dann dürfte hierbei die Höhe, zu welcher der Kolben steigt, nur sehr mäßig seyn, weil der Punkt g nur senkrecht bleibt, wenn die Bogen klein sind. Aus diesem Grunde hat man die Maschinerie verändert, und so gestaltet, wie sie Figur 4 Tafel II, darstellt. Hier sind

a b und c d wieder die beiden Hebel die durch b c verbunden werden, der Hebel c d ist aber bis e verlängert, und also doppelt so groß geworden, oder wenn man sich die ganze Linie e d als den einen Arm des Schwungrads einer Dampfmaschine denkt, so ist dieser Arm genau in seiner Hälfte durch das Stück c b mit a b verbunden. Ferner sind die Stücke e f und f b hinzugekommen, welche sämmtlich in ihren Verbindungspunkten sich um Zapfen drehen können. Wenn sich unter diesen Umständen der Verbindungsarm c b bewegt, so wird sich das ganze Viereck mit bewegen, und da e f in demselben Verhältnisse zu dem ganzen Hebelarm e d, wie der Theil e g zu dem halben Hebelarm steht, so wird auch der Punkt f sich genau so bewegen, wie der Punkt g, d. h. er wird ebenfalls senkrecht über den Punkt einer Horizontallinie, von welcher er ausging, verbleiben. Denkt man jetzt die Kolbenstange mit dem Punkte f verbunden, so ist einleuchtend, daß der Hebel a b nur halb so lang als e d zu seyn braucht, und daß die Bewegung, welche f macht, immer doppelt so groß ist, als die von g.

Man nennt in dieser Vorrichtung den Hebel a b die Zaumstange, weil dadurch der Gang des länglichen Vierecks (Parallelogramm) c b f e geregelt wird. In der Zeichnung ist der Arm e d über die wagerechte Linie h d, die hier durch Punkte angedeutet, empor gehoben vorgestellt, weil sonst die Zaumstange a b mit f b zusammenfallen, und also nicht sichtbar seyn würde. Da bei dieser Vorrichtung der Punkt f genau die Bewegung macht wie g, nur eine doppelt so große, und man mit dem sogenannten Storchschnabel ähnliche Bewegungen aus demselben Grunde hervorbringen kann, so ist der Name Storchschnabel für diese Maschinerie eben nicht unpassend. In der Ausführung dieses Apparats kann man bei den einfachen Armen und Verbindungsstangen desselben nicht stehen bleiben, sondern muß sie oft, um alles Wanken zu vermeiden,

den,



den, doppelt machen, und durch Querstäbe unter einander verbinden, wobei man sie dann auf beiden Seiten des Balancier's anzubringen pflegt. Da in *f* die Kolbenstange befestigt wird, so kann ohnehin die Zaumstange nicht in derselben Ebene liegen, sondern wird doppelt gemacht, so daß sich die Kolbenstange zwischen durch bewegen kann.

In manchen Fällen ist der Drehpunkt der Zaumstange auf beiden Seiten der Kolbenstange nicht gut anzubringen, sondern man muß ihn weiter vom Mittelpunkt des Schwungbalkens entfernen. In diesem Falle werden die hintern Glieder des Storchschnabels mehr vorgeückt, und man findet den Drehpunkt der Zaumstange wie Figur 5 Tafel II. zeigt. Hier ist *d* wieder als Mittelpunkt des Balancier's angenommen, und das Verhältniß zwischen *e c* und *c d* ist wie zwei zu drei. Man ziehe von *d* eine Linie durch den Punkt *f* nach *h*, diese wird die Linie *c b*, welche das hintere Glied des Storchschnabels ist, in *g* schneiden. Man verlängere die Linie *c b*, mache *g i* gleich *c g*, und ziehe nun die Linie *i a* in gleicher Entfernung von *f b* oder *c e*, so hat man die Länge der Zaumstange, deren Drehpunkt in *a* fällt, deren anderes Ende aber an dem verlängerten hintern Gliede des Storchschnabels bei *i* befestigt ist.

Oft kann man sich wegen mancher Umstände auch an dieses Verhältniß nicht binden, da findet man denn die Länge der Zaumstange durch eine kurze Rechnung. Man misst nämlich die Länge vom Mittelpunkt des Schwungbalkens bis zu dem Punkt, wo das hintere Glied des Storchschnabels angehängt werden soll nach Zollen, quadriert diese Zahl, und theilt sie mit der ebenfalls in Zolle gemessenen Länge des Storchschnabels. Ist z. B. die Länge *c d* in Fig. 5 drei Fuß, so quadriert man diese 36 Zoll, und erhält 1296, diese mit 24, als der Länge von *e c* in Zollen, dividirt, giebt 54 Zoll, oder vier und einen halben Fuß für die Länge der Zaumstange. Diese Rechnung

giebt das Verhältniß zwar nicht mit der allergrößten Schärfe, es werden aber wenig praktische Fälle vorkommen, wo sie nicht ausreichen sollte.

Fig. 6 zeigt einen nach dieser Art berechneten Storchschnabel mit seiner Zaumstange in drei verschiedenen Lagen. Der Drehpunkt des Schwungbalkens ist hier mit *b*, der Drehpunkt der Zaumstange mit *a* bezeichnet. Man wird finden, daß die Endpunkte *k*, wo man gewöhnlich die Kolbenstange befestiget, genau in eine gerade Linie fallen.

Auf die Länge der hintern und vordern Glieder des Storchschnabels kommt nichts an, man wählt sie daher, wie es zu seiner Schiebung am bequemsten ist.

Betrachtet man nach dieser Auseinandersehung wieder Figur 1 auf Tafel I., so siehet man, daß von dem Dampfeylinder ein Arm ausgehet, auf welchem die kleine eiserne Säule α stehet, diese ist oben, zur mehrern Festigkeit, durch die Stange β mit dem Hauptseiler *O* verbunden. In dem Kopf dieser kleinen Säule hat die Zaumstange γ ihren hintern Drehpunkt, *w* und *x* sind die vordern und hintern Glieder des Storchschnabels, und *z* ist die Verbindungsstange. Die Art, wie die Glieder unter sich mit dem Balancier verbunden sind, ist aus der Zeichnung sichtbar.

Die Luftpumpe, die Kesselpumpe und die Wasserpumpe.

Die Dämpfe, welche in den Condensator treten, werden dort erkältet, und zu Wasser verdichtet, wozu noch das Einspritzwasser kommt. Dieses Wasser würde sich sehr bald zu einer bedeutenden Menge ansammeln, und wegen seiner starken Erwärmung der Abkühlung der frisch eintretenden Dämpfe hinderlich werden, daher muß es beständig fortgeschafft werden, und ist zu diesem Zwecke eine besondere Pumpe angebracht, welche man deshalb, weil

sie zugleich fortwährend die Luft im Condensator verdünnt, die Luftpumpe genannt hat, obgleich sie richtiger die Warmwasserpumpe heißt. Diese Pumpe siehet man in Figur 1 Tafel I. bei γ , sie hat unten ein Regelventil, und oben einen mehrfach durchbohrten Kolben mit Klappen. Unter dem Saugventil siehet man die Oeffnung, durch welche das Wasser des Condensators entritt, und außerhalb der Pumpe bei δ siehet man noch ein Stück der Röhre, die vom Condensator kommt. Diese Pumpe hebt ihr Wasser unmittelbar über sich in den kupfernen Behälter T, der hier im Durchschnitt zu sehen. Die Weite der Luftpumpe ist, bei dieser Maschine, vier und einen halben Zoll, ihre Hubhöhe beträgt sieben und einen Sechstelzoll. Die Kolbenstange dieser Pumpen ist hier nicht mit dem Storchschnabel verbunden, sondern mehr nach dem Mittelpunkt des Balanciers angebracht, deshalb muß sie beim Auf- und Niedergehen schwanken, und hat daher bald über dem Kolben ein Gewinde, wie man es bei gewöhnlichen Wasserpumpen anzubringen pflegt. Die fortwährende Luftverdünnung, welche diese Pumpe im Condensator hervorbringt, macht es auch möglich, daß Wasser aus dem Behälter M in selbigen eintropfeln kann, denn sonst würden die Dämpfe dieses verhindern.

In dem erstgedachten kupfernen Behälter T steht die Saugröhre einer kleinern Pumpe ϵ , welche die Kesselpumpe heißt, weil sie dazu dient, aus dem Behälter T dem Dampfkessel E fortwährend warm Wasser zuzubringen, um den Abgang, den er durch die Entwickelung der Dämpfe erleidet, wieder zu ersetzen. Die Pumpe, deren Stiefel einen und einen Viertelzoll weit ist, und deren Kolben drei einen halben Zoll hebt, ist eine Drückpumpe, welche durch ein Saugventil das Wasser schöpft, und es dann durch die schon erwähnte Röhre ϵ in den Kessel preßt. Eine solche Pressung ist erforderlich, weil die Dämpfe des Kessels auf die Oberfläche seines Wassers drücken, und dieser

Widerstand überwunden werden muß. Ehe das Wasser dieser Pumpe in die zum Kessel führende dünne Röhre tritt, geht es noch durch den Hahn Z, der die Bestimmung hat, diesen Kanal abzusperrern, wenn der Kessel etwa schon zu viel Wasser hat. Der Hahn müßte eigentlich so gehohrt seyn, daß in diesem Fall das Wasser, welches die Pumpe hebt, in den Behälter T zurückflösse, dieses ist aber nicht, sondern es drängt sich bei dem Kolben vorbei, und fließt oben über. Die Kolbenstange dieser Pumpe ist auf gleiche Art als die vorhin beschriebene am Balancier befestiget.

Auf der andern Seite des Schwungbalkens ist noch eine dritte eiserne Kolbenstange angebracht, welche den Kolben der Kühlwasserpumpe in Bewegung setzt. Diese Pumpe empfängt aus der unfern vorbei fließenden Saale ihr Wasser, welches durch Röhren bis unter das Maschinengebäude geleitet ist; eine kupferne Saugröhre von der man einen Theil bei y siehet, saugt es hier auf, und wenn es der Kolben bis in das weitere runde Gefäß U gebracht hat, fließt es durch die bei S sichtbare Röhrenöffnung dem Behälter M zu, wo es nicht nur zur Abkühlung des Condensators sondern auch zur Eintröpfelung in selbigen dient. Das warm gewordene Wasser fließt oberwärts durch die schon gedachte Röhre q wieder ab.

Vorgelege, Kunstgestänge und Kunstkreuz.

Es ist jetzt alles beschrieben, was wesentlich erfordert wird, die Dampfmaschine in Thätigkeit zu setzen, und in selbiger zu erhalten, jetzt ist noch die Wirkung, welche sie hervorbringt, zu betrachten.

Auf Tafel II. Figur 1 ist die Maschine von der andern Seite, jedoch nicht im Durchschnitt, sondern im richtigen Aufsriß vorgestellt. Dieselben Buchstaben bezeichnen hier dieselben Gegenstände, doch sind nicht alle Buchstaben wieder hergeschrieben worden, weil die mehrsten Theile

an sich kenntlich sind. Die auf Tafel I. angezeichnete Band A ist hier nicht ferner gezeichnet, eben so auch nicht der zweite auf dieser Seite befindliche Dampfkessel, weil deren Darstellung zur weitem Erklärung nichts helfen kann. Der zweite Dampfkessel mit seinem Ofen ist bestimmt, mit dem ersten vorhin beschriebenen zu wechseln; denn wenn dergleichen Kessel eine geraume Zeit immer im Gebrauch gewesen, so setzt sich in selbigem Wasserstein an, von dem er gereinigt werden muß, dann braucht man den andern, läßt den ersten ausklopfen, und wenn es erforderlich ist, ausbessern, und endlich muß er den zweiten wieder ablösen.

Man siehet auf Tafel II. außer dem Schwungrad mit seinem Triebrade S noch das Vorgelege V, ein Rad von acht und vierzig Kammern oder Zähnen, welches durch das kleine Rad S in Bewegung gesetzt wird. Das Rad V, welches auf einem Pfeiler von Gußeisen seinen Ruhepunkt hat, wie aus der Zeichnung klar ist, hat an seiner Achse einen Krummzapfen (eine Kurbel), dessen Ende bei α durch messingne verkeilte Pfannen mit dem Kunstgestänge verbunden ist. Weiter als den Zapfen, wodurch diese Verbindung geschieht, kann man in der Zeichnung nichts sehen, da das Uebrige der Kurbel in dem hier dargestellten Moment von dem Eisen α verdeckt wird. Die Kurbel ist übrigens doppelt, auf beiden Seiten des Rades V vorstehend; deshalb theilt sich auch das Eisen α in zwei Arme, so daß einer auf dieser, der andere auf der hintern Seite mit der Kurbel verbunden ist. Weiterhin ist dieses Eisen durch mehrere Bolzen mit dem hölzernen Balken W, dem Kunstgestänge, verbunden. Dieses Gestänge ist wiederum an das Kunstkreuz X befestiget, und setzt, indem es dieses hin und her schiebt, die Soolpumpen in Thätigkeit.

Das Rad V hat noch ein Mal so viel Zähne als das Getriebe S, auch ist sein Durchmesser noch ein Mal so groß; daraus folgt, daß es sich nur halb so schnell als S bewegen wird, ferner, daß zur Bewegung der Pumpen

jetzt nur halb so viel Kraft erforderlich ist, als wenn dieselbe Kurbel sich unmittelbar am Schwungrade befände.

Es könnte wunderlich scheinen, daß hier eine schiebende Bewegung erst in eine Kreisbewegung umgewandelt wird, um sie dann wieder in eine schiebende übergehen zu lassen; allein die schnelle Bewegung, die der Schwungradbalken bei dieser Maschine erhält, ist dem Hub der Soolpumpen nicht angemessen, darum ist zuerst das Schwungrad angebracht, um den Gang gleichförmiger zu machen, und das Vorgelege, um Kraft zu ersparen, und die Soolpumpen mit der gehörigen Langsamkeit in Bewegung zu setzen. Bei einer mächtigern Dampfmaschine würde es allerdings vortheilhaft seyn, sie so zu stellen, daß das andere Ende des Balancierers unmittelbar die Pumpen zöge.

Von dem Kreuze oder eigentlich halben Kreuze X reicht das Gestänge Y in den Soolbrunnen nieder, welcher der Gutjahrbrunnen heißt. Sie treibt eine Saugpumpe und eine Druckpumpe, mit ersterer hebt sie die Soole auf die halbe Höhe, und mit letzterer treibt sie selbige hoch über das Maschinengebäude hinaus, wo sie dann in die Fallröhre SZ übergethet, nachher unter der Erde fortgeleitet wird, in dem Gebäude neben der alten Pferdekunst wieder emporsteigt, und in große Bottiche ausfließt, aus welchen sie zum Versieden weiter geleitet wird.

Die Soolpumpe hat zwei und zwanzig Zoll Hubhöhe und fünf Zoll im innern Durchmesser. An den zweiten Arm des Kreuzes, dessen Ende hier nicht sichtbar ist, befindet sich nur ein Gegengewicht. Der Balken W ist hier, um Raum zu ersparen, etwas kürzer vorgestellt, als er in der Wirklichkeit ist. Die Röhren Z und SZ sind auch weit höher, als die Zeichnung sie geben kann, denn die ganze Förderungs Höhe ist hundert und zwanzig Fuß.

Der Regulator.

Die Maschinerie, welche man auf beiden Blättern unter dem Buchstaben λ siehet, dient, um die Maschine fortwährend in einem ganz gleichförmigen Gange zu erhalten, denn dringen zu viel Dämpfe an, und fängt die Maschine dadurch an stärker zu gehen, als sie soll, so dreht sie sogleich einen Hahn in der Dampfröhre etwas mehr zu, werden dagegen die Dämpfe schwächer, und wird dadurch die Thätigkeit der Maschine vermindert, so öffnet sie den Hahn weiter, damit mehr Dämpfe in den Cylinder strömen können; von dieser Eigenschaft wird diese Maschinerie der Regulator genannt.

Diese nützliche Vorrichtung gründet sich auf die Erfahrung, daß alle schwingenden Körper ein Bestreben haben, sich vom Mittelpunkt der Schwingung zu entfernen, und das um so mehr, je stärker die Schwingung wird. Es ist dieses z. B. der Grund, warum ein Glas mit Wasser weder fällt noch ausschüttet, wenn man es in einen Reif setzt und schnell um den Kopf schwingt. Befestiget man zwei Kugeln durch Fäden herabhängend an eine Stange und drehet dann die Stange schnell, so entfernen sich diese Kugeln mehr und mehr von derselben, so wie die Schnelligkeit der Bewegung wächst. Dieses ist hier in Anwendung gebracht. Die leichte eiserne Stange μ ruhet unten dicht oberhalb der Achse des Schwungrades in einer Pfanne, worin sie sich sehr leicht drehen kann, in der Höhe wird sie durch einen Ring des eisernen Armes β gehalten, dessen anderes Ende der Säule α zum Stützpunkt dient. Unten hat die Stange ein Getriebe, in welches ein kleines auf der Schwungradswelle befindliches Rad eingreift, dadurch wird die Stange bei jeder Umdrehung des Schwungrades mehrmals um sich selbst gedrehet. Oben an der Stange unter λ ist ein Knopf befestiget, der an jeder Seite ein Gewinde hat, in welchem sich ein Stab mit einer Kugel auf und nieder bewegen kann. Je schneller sich

die Maschine bewegt, um so schneller wird sich auch das Schwungrad drehen und noch schneller die Stange μ , ihre Kugeln müssen sich also erheben, mehr oder weniger als es die Zeichnung hier darstellt. Nun sind aber die Stäbe, welche diese Kugeln tragen, noch durch oben und unten in Gelenken oder Gewinden gehende leichte Arme mit dem Stücke ν verbunden, welches sich auf der drehbaren Stange μ auf- und abschieben kann; je mehr daher die beschriebenen Kugeln bei schneller Schwingung der Stange sich von ihr abgeben, um so höher wird das Stück ν geschoben werden, und indem die Kugeln bei langsamer Bewegung der Stange sinken, wird auch das Stück ν sinken müssen. Das Stück ν ist da, wo es die Stange umgiebt, gut rund gedreht und hat zu unterst einen vorspringenden Rand, über welchem bei ξ ein sogenanntes Halsband lose umgelegt ist, so daß sich das Stück ν zwar in selbigem drehen kann, es aber, wenn es steigt oder sinkt, mitnehmen muß. Da das Halsband mit der eisernen Stange π und diese wieder mit einem Hahn im Dampfrohr verbunden ist, so erklärt sich daraus, wie diese Maschinerie den Gang des Ganzen reguliren kann. Die Stelle, wo der Regulatorhahn mit der Stange π in Verbindung steht, wird in beiden Zeichnungen zwar durch andere Theile verdeckt, doch ist die Sache so einfach, daß sich jeder die Art dieser Verbindung leicht denken kann.

Ursprünglich ist die beschriebene Dampfmaschine für diesen Regulator eingerichtet, seit sie jedoch in Halle aufgestellt wurde, hat man ihn, ich weiß nicht aus welchen Gründen, abgenommen und begnügt sich, den Gang der Maschine durch Drehung des Sparhahns zu reguliren. Da sie immer unter hinlänglicher Aufsicht ist, so kann dieses auch leicht geschehen. Sonach hätte die Zeichnung und Beschreibung dieses Regulators ganz fortbleiben können, doch da Regulatoren der Art nicht nur bei Dampfmaschinen, sondern auch bei Wasserwerken und andern Maschi-

nen oft vorkommen, so schien die Erklärung desselben hier zweckmäßig.

Es ist im Maschinengebäude noch ein Werk in Form einer Wanduhr angebracht, welches die Züge der Soolpumpe zählt und durch Zeiger auf einem Zifferblatt anzeigt; ein solches Werk nennt man einen Hubmesser. Wie dergleichen einzurichten, gehört nicht eigentlich zur Beschreibung der Maschine, sondern kann bei einer andern Gelegenheit erklärt werden.

Ferner hat man in einem kleinen Schrank eine mit Quecksilber gefüllte Röhre angebracht, die mit dem Dampfkessel in Verbindung steht und daher die Spannung der siedenden Dämpfe anzeigt.

Zur allgemeinen Uebersicht folgt hier noch eine kurze Erklärung der in den Figuren 1 auf Tafel I. und II. gebrauchten Bezeichnung.

Buchstaben - Erklärung.

- A Zwischenwand, welche das Maschinengebäude in zwei Gemächer theilt.
- B Thür des Feuerherds.
- C Feuerherd.
- D Aschenherd.
- E Dampfkessel.
- F Feuerrohr, welches durch den Kessel geht.
- G Vereinigung der Feuerzüge.
- H Rauchfang.
- J Dampfcylinder.
- K Mauerwerk von Backsteinen.
- L Grundmauer.
- M Wasserbehälter aus Gußeisen.
- N Schwungbalken.
- O Eiserner Pfeiler.
- P Schwungrad.
- Q Kurbellenker.

- R Excentrische Scheibe.
 S Triebbad.
 T Kupferner Wasserbehälter.
 U Kühlwasserpumpe.
 V Vorgelege.
 W Kunstgestänge.
 X Kunstkreuz.
 Y Pumpengestänge.
 Z Soolensteigröhre.
 SZ Soolenfallröhre.
 a Deckelplatte des Dampfkessels.
 b Sicherungsventil.
 c 1 und 2 Probirhähne.
 d Dampfrohr.
 e Speiseröhre.
 f Eisenplatte, worauf die Maschinentheile ruhen.
 g Deckel des Dampfeylinders.
 h Stopfbüchse.
 i Kolbenstange.
 k Kolben des Dampfeylinders.
 l Verbindungsrohre des Cylinders mit dem Steuerungshahn.
 m Deltrichter.
 n Viereckiges Hahnstück.
 o Sparhahn.
 p Steuerungshahn.
 q Abflußröhren.
 r Kupfernes Rohr, welches zum Condensator führt.
 s Zapfenlager des Schwungradens.
 t Messingring, der um die excentrische Scheibe läuft.
 u Steuerungsstange.
 v Zapfenlager des Schwungrades.
 w Vorderes Glied des Storchschnabels.
 x Hinteres Glied des Storchschnabels.
 y Baumstange.
 z Verbindungsstange.

- α Eiserne Säule, welche das Ende der Zaumstange trägt.
 β Stange zur Stützung dieser Säule und des Regulators.
 γ Luftpumpe.
 δ Rohr, welches aus dem Condensator zu dieser Pumpe führt.
 ε Kesselpumpe.
 ζ Hahn der Kesselpumpe.
 η Saugrohr der Kühlwasserpumpe.
 θ Ausfluß des Kühlwassers
 ι Pfannen, durch welche das Kunstgestänge mit dem Kurbelzapfen verbunden.
 κ Eiserner Arm des Kunstgestänges.
 λ Knopf des Regulators.
 μ Regulatorflange.
 ν Schiebekranz.
 ξ Halsband.
 π Schiebestange.

Vom Ursprunge und der Beschaffenhe des halleschen
 Salzwerks.

Die hiesigen Salzquellen sind wohl schon lange vor un-
 serer Zeitrechnung bekannt gewesen, indem sie wahrschein-
 lich zu Tage hervordrangen, und also leicht zu entdecken
 waren. Wegen der Reichhaltigkeit und Güte der Soole
 konnte man auch schnell aus derselben Salz gewinnen,
 und daher sind diese Quellen unstreitig der Grund einer
 Ansiedelung in dieser Gegend geworden. Wann diese frü-
 heste Ansiedelung geschehen, und von welchem Volksstam-
 me sie begründet worden, darüber fehlen alle Nachrichten.

Als die innern Gegenden Deutschlands den Römern
 bekannt wurden, welches im Anfange ihres Kaiserreichs
 war, hatten im Dessauischen und im Saalkreise die Her-
 munduren ihren Sitz. Von diesen erzählt Tacitus, ein

römischer Schriftsteller, daß sie wegen einiger Salzquellen mit den Katten in Streit und Krieg gerathen, welcher endlich im Jahr 58 unserer Zeitrechnung durch eine blutige Schlacht entschieden worden, in welcher die Hermunduren siegten, und nicht nur die gemachten Gefangenen, sondern auch die erbeuteten Pferde ihren Göttern opferten. Daß die hier gedachten Salzquellen die halle'schen gewesen, ist möglich, doch nicht erwiesen, indem alle nähern Bestimmungen fehlen. Wie lange die Hermunduren sich in dieser Gegend behauptet, ist auch nicht bekannt, denn man findet nur, daß später ein Reich der Thüringer sich sehr ausbreitete, und von Magdeburg sich die Elbe hinauf bis weit über die Saale erstreckte.

Die Thüringer wurden bald mit ihren Nachbarn, den Franken, in Kriege verwickelt, welche sie mit abwechselndem Glücke führten, bis endlich ums J. 530 die Franken ein Bündniß mit den Sachsen schlossen, und durch deren Hülfe die Thüringer besiegten. Franken und Sachsen theilten das eroberte Land durch einen gütlichen Vergleich unter sich, so daß den erstern das westliche und südliche Thüringen, den letztern aber Nordthüringen zufiel, wozu auch die Gegend von Halle gehörte. Da noch jetzt ein Landstrich den Namen Thüringen führt, so scheint es nicht, als wenn, nach damaliger Sitte, die besiegten Thüringer ganz aus ihrem Lande wären vertrieben worden, sondern man begnügte sich wahrscheinlich, sie als besiegte Unterthanen zu beherrschen.

Die Sachsen hatten früher im äußersten Norden von Deutschland an der Nord- und Ostsee gewohnt, seit dem eben gedachten Kriege fühlten sie erst ihre Kraft, und breiteten sich weiter und weiter aus. Sie unterschieden sich damals in drei Stämme, die sich Ostphalen, Westphalen und Angern nannten. Die Angern und Westphalen hatten sich in der Gegend der Weser bis zum Rhein ausgebreitet, und der Name Westphalen hat sich bis auf un-

sere Zeiten erhalten, die Ostphalen dagegen wohnten zwischen Weser und Elbe und an den Ufern der Saale, und waren also der Zeit auch Herren der halle'schen Soolquellen.

Obgleich früher Bundesgenossen der Franken und ihr Schutz gegen die Thüringer, wurden die Sachsen dennoch später von den Franken angefeindet. Der eigentliche Grund war wohl, daß die Franken nach und nach mächtiger geworden, und sich stark genug fühlten, die sächsischen Länder erobern zu können, den Vorwand aber mußte die Ausbreitung des Christenthums geben, denn die Franken waren schon längst bekehrt, die Sachsen aber hingen noch den Göttern ihrer Vorfahren an. Diesen Vorwand, die heidnischen Sachsen zum Christenthum zu bekehren, brauchte vorzüglich Karl der Große, der Frankenkönig, der sich auch zu Rom zum Kaiser hatte krönen lassen, und damals der mächtigste Monarch in Europa war. Nach blutigen Kriegen bezwang er zuerst die Westphalen und Ungern, und endlich auch die Ostphalen.

Während dieser Kriege hatten die Wenden (ein Volk, das von den Grenzen der Bulgarei immer weiter gegen Nordwesten vorgebrungen, und sich schon lange in Böhmen behauptete) die Schwäche der Sachsen benützt, und nicht nur die Lausitz erobert, sondern auch auf dem linken Elbufer Meissen und selbst den Saalkreis besetzt. Diese zu vertreiben sandte endlich Karl im Jahr 806 seinen ältesten Sohn, der gleichfalls Karl hieß, mit bedeutenden Streitkräften an die Saale. Dieser schickte einen Heerhaufen gegen die Elbe, mit der Hauptmacht ging er aber dem übermüthigen Wendenkönig Rastio zu Leibe, und nachdem er diesen in einem Treffen überwunden und getödtet hatte, wendete er sich ebenfalls gegen die Elbe. Hier verwüstete er das Land, und zerstörte die feindlichen Städte, bis endlich die wendischen Fürsten um Gnade fleheten, und sich der Herrschaft des großen Kaisers zu unterwerfen versprachen, auch als Bürgschaft ihrer Treue ei-

nige vornehme Personen als Geißeln stellten. Der Prinz befahl darauf den Besiegten zwei feste Städte zu erbauen, eine nördlich, Magdeburg gegenüber, die andere an dem Orte, welcher Halle hieß.

Dieses ist die älteste geschichtliche Nachricht, in welcher Halle genannt wird, und zwar als ein ganz bekannter Ort, es ist daher sehr wahrscheinlich, daß hier schon lange vor dem Jahr 806 gewiß schon seit mehreren Jahrhunderten ein angebauteer Platz, wenigstens ein Dorf, bestand. Es ist auch wahrscheinlich, daß schon Drusus auf seinem Zuge gegen die Elbe diese Gegend kennen lernte.

Der Name Halle ist wohl unbezweifelt den Salzquellen zuzuschreiben, da es mehrere Städte giebt, welche wegen der nahen Salzwerke den Namen Hall oder Halle führen. Wahrscheinlich hat in der ältesten deutschen Mundart das Wort Hall so viel als Salz bedeutet, vielleicht auch nur einen Raum oder ein Gebäude, in welchem das fertige Salz aufbewahrt wurde, wovon nachher auch andere große Gebäude denselben Namen erhielten, wie die Fleischhalle, die Fischhalle, die Westmünsterhalle und mehrere. Daher heißt auch noch jetzt der Platz, auf welchem zu Halle die städtischen Siedehäuser stehen, ausschließlich die Halle. Von den Wenden stammt der Name Halle gewiß nicht her, denn diese nannten den Ort, welchen sie bei den Salzquellen erbaueten, Dobresol, welches gutes Salz bedeutet, und erst Kaiser Otto II. hat im J. 981 den Namen Halle, den früher wohl nur der Platz um und an den Salzquellen führte, auf die ganze Stadt übertragen. Einige haben den Namen Halle von einem gleichklingenden griechischen Worte, welches Salz bedeutet, ableiten wollen, welches wohl zu weit gesucht ist.

Die Wenden, von Karls Macht unterdrückt, blieben nur so lange gehorsam, als sie diesen gewaltigen Kaiser zu fürchten hatten, unter seinen schwächern Nachfolgern empörten sie sich nicht nur, sondern riefen auch endlich



ihre Stammgenossen, die Hunnen, welche in Ungarn wohnten, zu Hülfe, überschwebmten und verwüsteten Deutschland auf eine furchtbare Weise und mordeten Tausende von Christen, so daß endlich der schwache Ludwig IV. den Frieden von den Hunnen erkaufen und ihnen einen jährlichen Tribut zahlen mußte, welchen auch sein Nachfolger Konrad I. noch gab. Als aber die Deutschen sich darauf einen Herrscher aus sächsischem Stamme in der Person Heinrichs I. wählten, hielt dieser kräftige Kaiser es dem Reiche schimpflich, noch ferner den Barbaren einen Tribut zu entrichten, sondern wie die Gesandten der Hunnen erschienen, um den gewöhnlichen jährlichen Tribut zu empfangen, ließ er ihnen weiter nichts als einen alten rüudigen Hund verabreichen, eine Anspielung auf ihren Namen.

Dieser Schimpf empörte die ohnehin schon wilde Völkerschaft aufs Aeußerste und vereinigt mit den Wenden drangen sie mit dreihundert tausend Streitern in Deutschland ein, fast zu schnell für Heinrich, denn noch hatte er seine Schaaren nicht alle versammelt, weshalb auch die anfluthenden Feinde nur geringen Widerstand fanden und triumphirend vorrückten. Endlich waren des Kaisers Mannen alle versammelt, zwar immer noch viel schwächer als die Feinde aber besser bewaffnet und ihnen an Kriegskunst überlegen. Er lagerte mit seiner Macht bei dem Dorfe Neuschberg, unfern der jetzigen Saline Dürrenberg, in welcher Gegend man noch jetzt seine weitläufigen Verschanzungen erkennen kann, auch viele Gräber der Erschlagenen findet. Hier griffen die Hunnen und Wenden schon siegestrunken die Deutschen an, wurden aber so gänzlich geschlagen, daß sie ihr Heil in der Flucht suchen mußten und nur eine geringe Zahl wieder in ihre Heimath kam.

Nach diesem Siege wurden die Wenden gänzlich gedemüthiget und unterworfen, viele mögen durchs Schwerdt gefallen seyn, die übrigen wurden theils den Deutschen dienstbar, theils erlaubte man ihnen auch in ihren Dörfern

zu bleiben, legte aber deutsche darneben an, wie auch Heinrich feste Städte und Burgen im Lande erbauete mit deutschen Besatzungen versehen. Das Land muß damals durch den Krieg sehr entvölkert gewesen seyn, denn Heinrich ließ deutsche Einwohner aus Flandern kommen, welche mit den Wenden zusammen wohnten, um sie nach und nach an deutsche Sitten zu gewöhnen und zum Christenthum zu bekehren. Dieses letztere gelang leichter als die gänzliche Ausrottung wendischer Gebräuche und der wendischen Sprache, denn erst 1293 wurde im Anhaltischen die wendische Sprache in den Gerichtshöfen abgeschafft, bis dahin muß sie also noch so üblich gewesen seyn, daß es viele Einwohner gab, die kein Deutsch verstanden.

In der ersten Zeit scheinen die Wenden das Joch der Deutschen auch sehr ungerne getragen zu haben, denn gleich nach Heinrichs Tode, im ersten Jahr der Regierung Ottos des Großen, 936, wiegelten sie nochmals die Hunnen zu ihrem Beistande auf, welche auch mit starker Heeresmacht bis in die Gegend von Magdeburg vordrangen, aber nach einer großen Niederlage zurück getrieben wurden.

So viel Noth auch die Wenden den Deutschen gemacht, so scheinen sie doch fleißige und thätige Leute gewesen zu seyn, denn sie waren wenigstens die ersten, welche das halle'sche Salzwerk etwas kunstmäßig betrieben, indem sie einen ordentlichen Brunnen gruben, da man vorher nur die Soole geschöpft zu haben scheint, wie sie aus der Erde hervordrang. Obgleich die siegreichen Deutschen nachher den Hauptgewinn des Salzwerkes für sich nahmen, so blieben die Wenden doch die eigentlichen Salzbereiter, und die jetzt noch angestellten Salzwirker, welche Halloren genannt werden, sind Nachkommen dieser alten Wenden, wiewohl sie ihre Sprache schon lange mit der deutschen vertauscht haben.

Der älteste Soolbrunnen, welchen die Wenden anlegten, ist der jetzige Gutsjührbrunnen, der in alten Schrif-

ten



ten noch der wendische Brunnen genannt wird. Er muß schon zur Zeit Karls des Großen bestanden haben, denn eine alte Handschrift sagt, daß damals die Deutschen in einiger Entfernung vom Gutjahr sich einen eignen Brunnen gegraben, der nachher der deutsche Brunnen genannt worden. Wahrscheinlich waren damals die Wenden noch nicht so ganz unterjocht, daß man sie von ihrem eignen Brunnen zu verdrängen gewagt hätte; um daher doch mit guter Manier Antheil am Gewinn des Salzverkaufes zu bekommen, gruben die Deutschen einen besondern Brunnen. Dieser soll gleich nach dem Pfingstfest fertig geworden seyn, worauf man mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel um selbigen herumgezogen, und darnach einen ehrlichen Pfingstanz gehalten. Dieses soll der Ursprung des jetzt noch üblichen Pfingstbiers und Pfingsttanzes der Halloren seyn. Es ist nur auffallend, daß die wendischen Salzarbeiter damals an dem Freudenfeste der Deutschen Theil genommen haben sollten, da ihnen doch offenbar durch den neuen Brunnen ein Theil ihres Gewinnes entzogen wurde, wer kann aber wissen, wie die Zeiten alles geändert haben, und wie das Fest der Deutschen endlich ein Hallorenfest geworden ist.

Der dritte Brunnen, sehr nahe am deutschen, heißt der Meterixbrunnen, und ist auch von den Wenden angelegt, wie schon sein Name giebt, dessen Bedeutung unbekannt ist. Eben so wenig weiß man, ob er früher oder später als der Gutjahrbrunnen gegraben worden. Dieser Brunnen hat an sich nur einen schwachen Quell, welcher eine unreine und nach Schwefel riechende Soole giebt, sobald jedoch die Soole im deutschen Brunnen etwas ansteigt, so dringt sie auch in den Meterixbrunnen, welches leicht durch die Erde geschehen kann, da die Entfernung zwischen beiden Brunnen nur etwas über drei Klaftern beträgt. Gegenwärtig wird dieser Brunnen gar nicht benugt.

Zwischen dem Gutjahrbrunnen und dem deutschen befehlet ebenfalls eine unterirdische Verbindung, obschon der erstere viel weiter als der Meteritzbrunnen vom deutschen entfernt ist; wird daher der Gutjahr stark gezogen, so sinkt auch die Soole im deutschen Brunnen, und umgekehrt. Diese drei Brunnen stehen also sämmtlich mit einander in Verbindung, ganz abgesondert aber und in ziemlicher Entfernung liegt noch ein vierter Brunnen, der Hackeborn genannt. Es soll ihn ein Herr von Hackeborn haben abteufen lassen, nach welchem er benannt worden; eine uralte Handschrift saget aber, die Soole dieses Brunnens sei in alter Zeit mit einem Schwengel und Haken ausgezogen worden, weshalb man ihm den Namen Hakenborn gegeben, welches nachher in Hackeborn verändert worden.

Unter diesen vier Brunnen hat der deutsche die reichhaltigste Soole, denn sie enthält fast so viel Salz, als das Wasser nur aufzulösen vermag, d. h. in hundert Theilen Soole zwei und zwanzig bis drei und zwanzig Theile Salz. Der Gutjahrbrunnen ist zwar etwas schwächer an Gehalt, hat aber den reichhaltigsten Quell, und wird deshalb jetzt allein benutzt, indem aus ihm die Dampfmaschine die Soole hebt. Der Quell in ihm, wie im deutschen Brunnen, hat einen so starken Trieb, daß er zu Tage ausfließen würde, wenn man ihn sich selbst überlasse, dann ist er aber weniger reichhaltig, als wenn man den Brunnen fast zu Sumpf hält, das heißt fast bis auf seinen Quell auspumpt. Dieses läßt sich gut erklären, denn wenn der Brunnen fast leer ist, so dringt die Soole des deutschen Brunnens mit hinzu, welche bei gefülltem Brunnen zurückgedrückt wird. Viele Jahre lang hat man den deutschen Brunnen ganz allein gezogen, und den Gutjahr nur in so fern benutzt, als er unter der Erde mit dem deutschen in Verbindung stand, da aber dieser letztere seit einigen Jahren weniger Soole giebt als sonst, so ist man gegenwärtig zu dem starkquellenden Gutjahrbrunnen über-

gegangen. Der Hackeborn hält in hundert Theilen Soole nur etwa zehn Theile Salz, weshalb dieses aus seiner Soole herzustellen viel mehr Aufwand von Feuerung erfordert als bei der Soole der übrigen Brunnen. Dieses ist der Grund, warum der Hackeborn jetzt nur noch zu Soolbädern benutzt wird. Das alte Brunnenhaus, welches über demselben stand, ist abgebrochen, und er mit einer einfachen Handpumpe versehen worden.

Von diesen vier Soolbrunnen ist der Gutjahrbrunnen der tiefste, nämlich neun und achtzig und einen halben Fuß. Unten ist dieser Brunnen ein Stück durch Felsen getrieben, welches in jener frühen Zeit viel Mühe gemacht haben muß. Der Grund, durch welchen sämtliche Brunnen gehen, besteht übrigens außer der Dammerde aus einem sehr festen kalkhaltigen Mergel, so daß es zu verwundern ist, wie die Quelle durch diese feste Masse hat durchbrechen können, wenn man nicht annehmen will, daß Erderschütterungen ihr durcherspaltung des Felsens und dieser Mergeldecke Luft gemacht haben. Für die Soolquellen ist die sehr ausgedehnte Mergelbank von wesentlichem Nutzen, weil sie selbige gegen den Andrang aller wilden Tagewasser schützt.

Die Brunnen sind sämtlich mit starken eichnen Bohlen ausgezimmert, ohne Anwendung eiserner Nägel, welche Ausfütterung durch das Salz so fest und hart wird, daß sie viele hundert Jahre dauern kann. Am Gutjahrbrunnen war sie jedoch endlich wandelbar geworden, deshalb ist dieser vor Aufstellung der Dampfmaschine von unten auf neu ausgezimmert worden. Der deutsche Brunnen ist siebenzig, und der nahe daran befindliche Meterigbrunnen sieben und siebenzig Fuß tief, und dennoch hat letzterer, wie schon angeführt wurde, einen ganz andern, sehr verschiedenartigen Quell. Der Hackeborn ist ein und siebenzig Fuß tief.

Von dem frühern Betrieb des Salzwerks.

Da die halleſche Soole ſehr reichhaltig iſt, ſo kann ſie ohne vorherige Gradirung ſogleich verſotten werden, wobei das Salz zu Boden fällt, und zuletzt eine ſogenannte Mutterlauge übrig bleibt, welche aus einer Auflöſung verſchiedener ſchwer zu kryſtalliſirender Salze beſteht, und meiſtens als unbrauchbar fortgeſchüttet wird. Hiernach war es von jeher leicht, aus der hieſigen Soole Salz zu gewinnen, doch fehlt es über die Art, wie man in früheſter Zeit dabei verfahren, ganz an Nachrichten. Betrachtet man aber die höchſt einfache und erbärmliche Weiſe, nach welcher man, ſo lange Schrift und Sage reicht, und ſelbſt bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts dabei in Halle verfuhr, ſo muß man faſt auf den Gedanken kommen, daß dieſes noch immer daſſelbe Verfahren war, deſſen ſich zu Karls des Großen Zeiten die Wenden und vielleicht auch ſchon früher die Hermunduren bedienten.

Es wurde nämlich das Salz in kleinen eiſernen Pfannen, in ſchlechten mit Stroh bedeckten Hütten, die man Rothē nannte, geſotten. Die Pfannen wurden mit einigen eiſernen Haken an ein Paar über den Herd hinläufende runde Hölzer aufgehängt, dann der Raum zwiſchen Pfanne und Herd an beiden Seiten mit Steinen und Straßenkoth verklebt, und endlich, nachdem die Pfanne mit Soole gefüllt worden, Feuer auf den Herd gemacht. Die Flamme des Feuers ſchlug hinter der Pfanne an einer kleinen Mauer hoch empor, und der Rauch verbreitete ſich, wie der von der ſiedenden Soole aufſteigende Dampf, durch das ganze Roth, und mußte ſich ſelbſt Deffnungen ſuchen, durch die er in die freie Luft bringen konnte, denn einen Schornſtein hatte ein ſolches Roth ſo wenig als einen Brodenſang. In jedem Roth war ein Salzwirker oder Siedemeiſter angeſtellt, welcher aus einem Soolfaß, in welches ihm die Soole zugetragen wurde, die Pfanne füllte, und dieſe Soole zu Salz verſott. Das in der Pfanne

niedergesunkene Salz nahm er mit hölzernen Schaufeln heraus, und füllte es in unten spitze Weidenkörbe, welche gerade so groß waren, daß beide zusammen das aus einer Pfanne gewonnene Salz fassen konnten, wobei dieses Salz hoch über die Körbe emporgehäuft und fest geschlagen wurde. Jeder Korb voll Salz wurde ein Stück genannt, und beide Körbe zusammen hießen ein Werk. Zu einem Werk brauchte der Sieder vier Stunden, konnte also in vier und zwanzig Stunden sechs Werk verfertigen. Zu dieser Arbeit in dem Koth wurde dem Salzwirker, nach einer alten Thalsohnung *), ein Knecht und auch ein Weibesstück, welche die Zustöckerin hieß, bewilligt. Wegen des starken Rauchs im Koth waren die fertigen Salzstücke, ehe sie nach und nach austrockneten, oben auf ganz schwarz geworden, welchen Ruß der Salzgas, das heißt der Käufer oder Abnehmer, beim Verladen mit einem Besen abkehren mußte.

Solcher beschriebenen Koth waren hundert und zwölf ohne alle Ordnung auf einen nicht bedeutend großen Raum zusammengedrängt, so daß nur schmale Wege zwischen denselben übrig blieben, auf welchen die aus den Brunnen geschöpfte Soole in großen Zubern den Koth zugebracht wurde. Jedes Koth hatte einen besondern Namen, nach welchem es in den Rechnungen bezeichnet wurde, wie z. B. das Himmelreich, der Schweinkoben, die Engelsburg, der Esel u. s. w. Ob nun zwar diese hundert und zwölf Koth in den Registern fortgeführt wurden, wegen gewisser Gefälle und Abgaben, die darauf hasteten, so sind sie doch wohl nie sämmtlich in Gebrauch gewesen, weil sowohl einige verfallen, als auch andere eingegangen waren, und zuletzt wurde nur noch in vier und neunzig wirklich gesotten.

*) Der Platz, wo die Kothten standen, war der tiefste Theil der Stadt, und wurde daher gewöhnlich das Thal genannt.

Bei dem vielen Holzwerk, welches ein solches Roth enthielt, und bei der schlechten Feuerungsanstalt sollte es scheinen, als hätte sehr oft Feuer auskommen müssen, dennoch war dieses äußerst selten der Fall, welches allein der Salzrinde zugeschrieben werden muß, mit welcher nach und nach alle innern und selbst äußern Theile inkrustirt wurden. Noch dazu ist die Soole ein sehr gutes Löschmittel, mit welcher man also einen entstehenden Brand leicht unterdrücken konnte.

In frühern Zeiten, als es der Gegend noch nicht an Waldung fehlte, hat man nur Holz zum Salzsieden gebraucht, und bei bisweilen eintretendem Mangel auch mit Stroh gefeuert, späterhin, besonders in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als das Holz mehr und mehr im Preise stieg, fing man an Steinkohlen zu brennen, wobei der Herd in den Rothten einige Veränderung erleiden mußte, auch wohl Rauchfänge angebracht wurden.

Das gefertigte Salz wurde theils gleich aus den Rothten an die Abnehmer verkauft, theils ins Salzmagazin gebracht, war dieses aber gefüllt, und zeigte sich keine Nachfrage, so stellte man das Sieden ein. Eine solche Zeit wurde ein Kaltlager genannt. Bisweilen traf es sich, daß in manchem Jahre sehr wenige Kaltlager waren, bei ungünstigen Umständen, wie z. B. in Kriegszeiten, hatte man aber auch oft mehrere Kaltlager als Siedewochen, ja in manchen Jahren ist man im Ganzen kaum dreizehn Wochen lang zu Borne gegangen, ein Ausdruck, wodurch man die Arbeitswochen bezeichnete. Solche Zeiten waren besonders für die Brunnenarbeiter sehr schlimm, da sie nur nach ihrer Arbeitszeit und zwar mit Soole bezahlt wurden. Die Salzsieder erhielten zwar ihren Lohn fort, es mochte gesotten werden oder nicht, allein dieser betrug nur wöchentlich sechs Groschen, und waren sie größtentheils auf Trinkgelder angewiesen, welche die Salzgäste bezahlten

mußten. Für jedes Stück Salz erhielten sie zwei Groschen sechs Pfennige Trinkgeld.

Zur Abklärung des Salzes wurde, als das wohlfeilste Material, Rindsblut angewendet. Dieses nannte man die Farbe, und muß in alter Zeit daraus ein Geheimniß gemacht haben, denn in der Thalordnung von 1482, wie auch in einer erneuerten von 1660 wird den Wörkern bei Strafe eines Stückes Salzes befohlen, die Farbe verdeckt in die Koth zu tragen, auch sie nicht auf die Stege zu gießen, damit den Leuten nicht Eifunge (d. h. Kunde oder Vermuthung) davon werde.

Von der Pfännerschaft.

Erst nachdem Otto der Große die wilden Hunnen aus Deutschland vertrieben, scheint er die Wenden völlig unterjocht zu haben, und wahrscheinlich wurde ihnen auch erst damals alles Eigenthum am Salzwerk genommen, so daß sie nur noch arbeitende Knechte blieben; denn es findet sich eine Urkunde, worin Otto Halle mit seinem Salzwerke und der Umgegend im Jahr 965 dem von ihm errichteten Erzstift zu Magdeburg schenkt.

Die Erzbischöfe mit ihrer hohen Geistlichkeit hatten damals in den erst neubezwungenen Gegenden, die zum Theil auch noch zum Christenthum zu bekehren waren, zu viel zu thun, als daß sie sich mit der eignen Verwaltung des Salzwerkes abgeben mochten, daher belehnten sie Einwohner von Halle mit der Siedegerechtigkeit, die dann jeder ein Koth oder auch wohl mehrere besitzen durften. Es lag dieses auch ganz im Brauch der Zeiten, in welchen das Lehnsystem so allgemein eingeführt war, daß nicht nur der Kaiser die Fürsten mit ihren Ländern belehnte, sondern diese wieder ihre Edlen und Ritter als Lehnsträger hatten, und die Ritter wieder ihren Freisassen Besitzungen zu Lehn ertheilten. Dafür mußte der Belehnte dem Belehrenden eine gewisse Summe zahlen, welche

abermals wieder zu entrichten war, wenn der Lehnsherr oder der Lehnssträger änderten. Dabei waren die Lehnssträger auch meistens verpflichtet, in Kriegsfällen ihrem Lehnsherrn Heeresfolge zu leisten, mit mehr oder weniger Mannschaft, nachdem es im Lehnbriefe ausgemacht war. Von solchen Belehnungen war allein die Geistlichkeit ausgenommen, diese ließ sich meistens alles erb- und eigenthümlich schenken, ohne Lasten und Abgaben, sie selbst behielt sich aber das Recht vor, Lehne zu vergeben und zu besitzen.

Solche Belehnungen erstreckten sich nicht nur auf Ländereien, sondern auch auf Gefälle von Zöllen und Fähren und auf andere Nutznießungen, wohin auch die Belehnungen mit der Salzcoctur zu Halle gehörten. Die also belehnten Einwohner von Halle wurden Salzjunker genannt, und hießen späterhin als Besitzer von Siedepfannen auch Pfänner. Ob sie in frühern Zeiten von Adel waren, wie die Pfänner in Großen-Salze, darüber fehlt es an Nachrichten, doch sollte das Wort Junker fast auf so etwas hindeuten. Späterhin gab es zwar adeliche unter ihnen, doch gehörten die mehrsten Soolgüter der Bürgerschaft, und auf Verlangen der Erzbischöfe sollten auch einige aus den Zünften unter den Pfännern seyn.

So wenig man auch aus dieser frühern Periode vom innern Zustande der Stadt Halle aufgezeichnet findet, so erhellet doch aus dem Wenigen, daß sie sich sehr auffallend gehoben haben muß, denn schon 1124 wird ihrer als einer berühmten Handelsstadt gedacht, und als im J. 1182 Markgraf Otto von Meissen das zerstörte Leipzig wieder aufbaute, ertheilte er ihm die hallesehe Stadtgerechtsame. Zu dieser Aufnahme scheint vorzüglich das Salzwerk beigetragen zu haben, indem die Pfänner meistens sehr wohlhabende, ja reiche Leute wurden, welcher Reichthum nicht nur den Neid des Stadtmagistrats, sondern auch den der Erzbischöfe erregte.



Bei der Ausbreitung des Salzwerkes, mußte natürlich der Betrieb desselben in eine gewisse Ordnung gebracht werden, um Unterschleifen und Streitigkeiten vorzubeugen. Zu dieser Ordnung hatte vielleicht vorzüglich der Magistrat beigetragen, und dabei einigen Antheil von Soolgut und an der Verwaltung erlangt, welchen er mehr und mehr auszudehnen strebte. Die Pfänner hingegen, eifersüchtig auf ihre Gerechtsame, und stolz auf ihre Wohlhabenheit, wollten sich in manche Verordnungen nicht fügen, woraus eine fortwährende Reibung entstand.

Die Erzbischöfe, wohl fühlend, daß ihre Vorsahren sich mit der Verlehnung des Salzwerkes einen bedeutenden Gewinn aus den Händen gegeben, suchten sich wenigstens nach und nach einen Theil dieses Gewinns anzueignen, und mischten sich daher gern in die Streitigkeiten der Pfänner, wobei sie bald diese, bald den Magistrat unterstützten, je nachdem sie von dem einen oder dem andern Vortheil erwarteten. Wäre die erzbischöfliche Macht immer in kräftigen Händen gewesen, hätten nicht Männer von sehr verschiedenen Fähigkeiten diesen Stuhl bestiegen, so hätte es auch kaum fehlen können, daß die Pfänner nicht sehr bald in ihren Rechten sehr bedeutend wären geschmälert worden; da dieses aber nicht der Fall war, und noch dazu der halleische Magistrat, eben so streng über seine Rechte wachend, als die Pfänner über die ihrigen, den Erzbischöfen oft ganz entgegen war, so blieb lange Zeit jeder von ihnen in seinem Besiz, zwar nicht unruhig, aber doch ohne Beeinträchtigung.

Um das Geschäft des Salz siedens, welches in mehr als hundert Kothen betrieben wurde, gehörig zu ordnen, hatte die Pfännerschaft einen Vorstand, welcher den Namen Salzgräfe führte, dem noch drei Gehülfen unter dem Namen Oberbornmeister beigegeben waren. Eigentlich wäre es wohl der Sache am angemessensten gewesen, wenn die Pfännerschaft ihren Salzgräfen selbst ernannt hätte, von

uralten Zeiten aber scheint der Magistrat das Recht behauptet zu haben, den Salzgräfen aus der Pfännerschaft entweder auf Lebenszeit oder auf gewisse Jahre zu erwählen, und die Erzbischöfe bestätigten den Erwählten in seinem Amte. Dieses Recht wollten die Erzbischöfe aber nicht immer einräumen, und wenn sie es stillschweigend einräumten, so ertheilten sie dem Salzgräfen auch wieder manche Befugniß, die dem Magistrate als Eingriffe in seine Freiheiten erschienen. So hatten z. B. die Erzbischöfe den Salzgräfen zugleich das Münzrecht und die Einnahme der Zollgefälle übertragen, wogegen die Stadtobrigkeit immer Widersprüche erhob. Wegen dieser Streitigkeit war unter den vier Erzbischöfen Peter, Ludwig, Friedrich II. und Albert IV. gar kein Salzgräfe bestellt worden.

Peter, der 1371 zur Regierung kam, war zwar ein kluger, aber zugleich ein streitsüchtiger und höchst geiziger Mann, der die Stadt Halle wegen der Gefälle von den Salzgütern bei Kaiser und Papst verklagte, auch bei einem zu Stande gekommenen Vergleich von ihr vier tausend fünf hundert Schock Groschen erhielt, dennoch aber die Streitigkeiten erneuerte, bis er endlich auch mit dem Domkapitel zerfiel, und deshalb im Jahr 1381 sein Amt niederlegte, wobei ihm die Geistlichkeit beschuldigte, dem Gotteshause zwei und vierzig tausend Mark entwendet zu haben. Sein Nachfolger Ludwig war zwar nicht streitsüchtig, aber dafür um so lebenslustiger, daher kam es auch, daß er im Jahr nach seinem Regierungsantritt um Fastnacht einen großen Ball zu Calbe gab, zu welchem er die Markgrafen von Meissen, manche andere Fürsten und viele vornehme Damen lud. Als man nun auf dem Rathhauseaal im vollen Tanz begriffen war, woran der Erzbischof selbst Theil nahm, entstand Feuerlärm, der zwar wenig zu bedeuten hatte, doch aber die Tänzer in solches Schrecken setzte, daß sie eilig die Flucht nahmen. Bei dem dadurch

entstehenden Gedränge brach die Treppe von der Last, und viele wurden beschädigt, der Erzbischof und drei andere aber blieben auf der Stelle todt. Friedrich II., der ihm folgte, ein sehr vernünftiger Mann, starb schon, nachdem er kaum neun Monate regiert hatte, und Albert IV. bestieg den erzbischöflichen Sitz. Dieser, der etwas über zwanzig Jahr regierte, gerieth schon 1385 mit der Stadt Halle wegen der Juden, des Münz- und Zollwesens in Streit, weshalb er auch keinen Salzgräben bestätigen oder belehnen wollte, den die Stadt vorschlug, welche daher Herrn Hans von Bischoffswerde zur einstweiligen Verwaltung dieses Amtes vermochte. Wegen der Juden verglich sich Albert, und überließ selbige der Stadt gegen Zahlung von drei hundert breiter Schock meißnischer Groschen, wegen der andern Streitigkeiten wurde man aber nie einig, besonders da der Erzbischof den Werth der Münzen, die er prägen ließ, erhöhte, obschon sie von schlechterem Gehalt als die früheren waren. Hierüber brach sogar zu Magdeburg ein Aufstand aus, dessen Folgen noch nicht ganz beseitigt waren, als Albert 1403 zu Siebichenstein starb.

Jetzt wurde Graf Günther von Schwarzburg Erzbischof, ein gelehrter, kluger, aber hitziger und etwas sonderbarer Mann. Er trug nie eine Tonsur*), sondern sein langes gelbes Haar, und hat nie Messe gelesen, obschon er vierzig Jahre hindurch Erzbischof war. Dabei war er auch sehr kriegerisch gesinnt, weshalb er bald im Anfange seiner Regierung mit den Fürsten von Anhalt in Streit gerieth, ihnen absagte, Köthen in Person belagerte, und gegen Zerbst und Dessau streifen ließ, so daß die Feinde endlich um Frieden bitten mußten.

Dieser Mann war nicht geeignet, die Zwistigkeiten mit Halle ruhig anzusehen, daher ernannte er den Hans

*) Ein bei der catholischen Geistlichkeit Absicht hat geschnittener Fleck auf dem Kopfe.

von Hedersleben, einen adelichen Pfänner und Bürger zu Halle, aus eigener Macht im Jahr 1408 auf drei Jahr zum Salzgräfen. Hiermit war der Rath von Halle höchst unzufrieden, welcher die Wahl des Salzgräfen als ein ihm zustehendes Recht verlangte, indem der Erzbischof nur die von ihm erwählte Person zu bestätigen und zu belehnen habe. Es wurde deshalb sogleich Beschwerde geführt, und Protestation eingelegt, aber vergeblich, der neue Salzgräfe fuhr fort sein Amt zu verwalten, und Zölle und andere Gefälle einzunehmen, die seit einiger Zeit in die Stadtkasse geflossen waren; ja im Jahr 1411 wurde er abermals vom Erzbischof auf längere Zeit mit seinem Amte belehnt. Hedersleben fing hiernach auch an, sein Münzrecht auszuüben, und ließ neue Pfennige schlagen, wobei aber noch dazu, wegen der erforderlichen Münzkosten, die Einnahme des Magistrats abermals geschmälert wurde. Dabei mag Hedersleben noch durch sein persönliches Benehmen den Haß vermehrt haben, kurz man suchte endlich jede Gelegenheit auf, ihn etwas anzuhaben. Hierzu mußte das ausgeprägte Geld selbst Anlaß geben, indem man es für nicht probemäßig, sondern zu geringhaltig erklärte. Da Hedersleben hallescher Bürger war, so maßte sich der Magistrat die Gerichtsbarkeit über ihn an, und ließ ihn daher im J. 1412 den zwölften September, als eben Jahrmarkt war, plötzlich verhaften, auch ihm sogleich am folgenden Tage den Prozeß machen. Hier wurde er als falscher Münzer angeklagt, und alles Protestirens, Bittens und Flehens ungeachtet, durch des Raths Burggrafen zum Feuer verdammt, welches Urtheil man auch sogleich vollstreckte, und zwar nicht auf gewöhnlicher Fehmstätte vor dem Steinthor, wo ihm vielleicht der erzbischöfliche Hauptmann zu Siebichenstein hätte mit Gewalt befreien können, sondern in der Nähe des alten Marktes, auf einem Platz, wohin man allen Schmutz aus der Halle und den Rothen zu schütten pfliegte.



Dieses Verfahren empörte den Erzbischof aufs Höchste, besonders da das von seinem bestellten Diener gemünzte Geld noch besser befunden wurde, als es seyn sollte. Er verhäng nicht nur sogleich ein Interdikt *) über die Stadt, sondern wendete sich auch an den Kaiser und den Papst, und Halle wurde in die Reichs-Acht und in den Bann gethan.

Der Erzbischof selbst zog im Jahr 1414 mit einigen Bundesgenossen vor die Stadt, und belagerte sie hart, mußte sich aber mit Verwüstung der Umgegend und Niederbrennung des Getreides begnügen, denn weiter konnte er ihr, wegen der guten Gegenwehr, nichts anhaben. Aus dieser tapfern Vertheidigung scheint hervorzugehen, daß die Bürgerschaft, ja selbst die Pfänner damals mit dem Verfahren ihres Magistrats ganz zufrieden gewesen sind, wie denn auch, wenn die Pfänner ihren Salzgräfen hätten schützen wollen, eine eben so ungerechte als grausame Hinrichtung wohl nicht hätte geschehen können.

Obwohl nun die Stadt damals nicht erobert wurde, so war sie doch in einer sehr übeln Lage, indem ihr wegen der Reichs-Acht auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Thüringen Fehdebriefe zuschickten, und es zulezt so weit kam, daß sich kein Bürger außerhalb der Stadtmauern sehen lassen durfte, weil dort Gefangenschaft oder gar der Tod seiner warteten. Der Handel lag unter solchen Umständen gänzlich darnieder, und kein Feld konnte bestellt werden, deshalb wurde die Bürgerschaft endlich gezwungen, um Gnade zu bitten, und wurde gegen Erlegung von dreizehntausend Gulden endlich wieder mit dem Erzbischof ausgesöhnt, welcher darauf noch im Jahr 1414 einen neuen Salzgräfen bestellte. Der Schaden, welchen die Stadt durch den Krieg und die Verwü-

*) unterfügung alles Gottesdienstes und aller geistlichen Handlungen.



stungen erlitten, wurde zu dreißig tausend Gulden angegeben *).

Hiernach schien der Zwiespalt zwar ausgeglichen, doch dauerte der alte Groll von beiden Seiten fort, weshalb sich 1422 ein neuer Zwist mit dem Erzbischofe erhob, worin der letztere drei und zwanzig Beschwerdepunkte aufstellte, wovon aber die mehrsten unbedeutend, selbst unbillig waren. Z. B. es wären Bürger von Halle in seinen Weinberg zu Siebichenstein gestiegen, und hätten ihm die Weinbeeren abgefressen; der Rath habe Soolgüter mit Abgaben belegt, weshalb, wenn dergleichen Güter erlebigt würden, und wieder an das Erzstift fielen, sie weniger werth wären, und er also weniger für den neuen Lehnbrief erhalte; einige halesche Bürger hätten dem erzbischöflichen Vogt zu Langenbogen den Rock genommen; man hätte den Pfännern eine Innung zu bilden gestattet u. dgl. Die Hallenser vertheidigten sich nach Möglichkeit, die Sache kam vor dem Kaiser, und dieser gab dem Erzbischof in allen Stücken Recht. Dennoch scheint alles beim Alten geblieben zu seyn, weil der Erzbischof 1426 noch dieselben Klagen führte, der Stadt die Zufuhr abschneitt, und ihre Bürger auf den Landstraßen berauben ließ. Endlich wurde durch Hülfe des Domkapitels ein Vergleich geschlossen, worin der Erzbischof manche Forderungen fallen ließ, auch den von der Stadt erwählten Salzgräfen jeder Zeit zu bestätigen versprach. Dieser Vergleich war beiden Parteien nicht angenehm, und keine hatte Lust ihn zu halten, als daher die Magdeburger auch mit dem Erzbischof zerfielen, vereinigten sie sich mit Halle, und es kam zu einem wirklichen Kriege mit dem Erzbischof, worin die Hallenser im J. 1433 mit vielem Volk und Geschütz vor

*) Diese Summen müssen damals sehr bedeutend gewesen seyn, denn es wird aus derselben Zeit als etwas Außerordentliches angegeben, daß die Stadt Halle ihrem Kriegshauptmann Henning Strobart einen Jahresgehalt von zwei hundert Gulden gab.



das Schloß Friedeburg zogen, es hart beschossen, und endlich eroberten. Späterhin wurde jedoch Halle selbst belagert, als der Kurfürst Friedrich von Sachsen dem Erzbischof mit zwölf tausend Mann zu Hülfe kam. Es wurden viel Schanzen aufgeworfen, und viel schwere Steine in die Stadt geschossen, dennoch aber mußte der Kurfürst die Belagerung wieder aufgeben, weil er einen Einfall der Bundesgenossen in seine Länder fürchtete. Endlich, nachdem man sich von beiden Seiten möglichsten Schaden gethan, kam 1435 zwischen den Städten Magdeburg und Halle einerseits, und dem Erzbischof andrerseits, ein Friede zu Stande, der so ziemlich Alles beim Alten ließ, und den Städten ihre frühere Gerechtsame sicherte.

Im Jahr 1434 waren auf entstandene Unruhe dem Magistrat zu Halle dreißig Weiszer aus der Bürgerschaft zugeordnet worden, dieses wollte 1438 ein im Rath sitzender Pfänner wieder abbringen, wurde aber darüber seines Amtes entsetzt, und aus der Stadt verwiesen, seine Anhänger aber wurden verhaftet. Hierüber wurden seine Freunde unter den Pfännern böse, zogen das Hallvolk an sich, befreieten die Gefangenen, und vertrieben sogar den Magistrat vom Rathhause. Darauf ließen sie ausrufen, wer es mit ihnen wider den Rath halten wolle, solle sich vor dem Rathhause einfinden, allein es erschien keiner aus der Bürgerschaft, worüber den Tumultanten hänge wurde, und sie in aller Stille wieder abzogen. Späterhin wurde wegen dieses Aufruhrs dreien Pfännern, als Hauptaufwiegler, die Stadt verboten, weshalb abermals ein Aufbruch entstand, der aber auch schlecht für die Pfänner abließ, so daß mehrere über die Stadtmauer und in einem Rahne über die Saale flüchteten. Diese Ausgetretenen wurden ihres Besizthums in Halle für verlustig erklärt, und die andern Theilnehmer mußten zur Strafe einige ihrer Soolgüter an den Magistrat abtreten. Bierzig Pfänner hatten sich bei diesen Händeln völlig ruhig verhalten.

Die Ausgetretenen erhoben zwar Klage beim Erzbischof, welcher sie auch über die Sache vernehmen ließ, doch aber sie nicht gegen den Magistrat begünstigen wollte, sondern mit ihrer Klage abwies.

Im J. 1445 starb Günther, und Graf Friedrich von Beuchlingen folgte als Friedrich III. in der Reihe der Erzbischöfe. Unter diesem, wie unter seinem Successor Johann, fiel in Hinsicht der Pfännerschaft wenig von Bedeutung vor, merkwürdiger war aber dagegen die sieben und dreißigjährige Regierung des Erzbischofs Ernst. Dieser, ein Sohn des gleichnamigen Kurfürsten zu Sachsen, war erst elf Jahr und sieben Monat alt, als er 1476 auf vieles Bemühen seines Vaters zum Herrscher des Erzstifts erwählt wurde, wiewohl er seiner Jugend wegen noch nicht zum Erzbischof geweiht werden konnte, welche Ceremonie erst 1489 vorgenommen wurde. Die Wahl dieses Knaben, sowie die päpstliche Bestätigung, mochten seinem Vater viel Geld gekostet haben, daher kam es auch, daß gleich bei der Hulbigung zu Halle die unentgeltlichen Belehnungen, die mehrere seiner Vorgänger der Stadt gewährt hatten, rund abgeschlagen, auch kein Vergleichsquantum angenommen wurde, wie es sonst bisweilen geschehen war, sondern jeder Pfänner von jeder Pfanne, die er besaß, ein bis drei Gulden nach der Güte des Brunnens zahlen mußte, und von den übrigen Lehngütern den dreißigsten Pfennig. Wiewohl dem jungen Prinzen noch ein Herr von Geggingen als Erzieher beigegeben war, so scheint doch bei diesen Forderungen der Bischof von Meissen der vorzüglichste Rathgeber gewesen zu seyn.

Zwischen den Pfännern und dem Stadtmagistrat herrschte noch immer einige Spannung, welche die erstern unter den jetzigen Umständen gern beseitigt hätten, allein einige aus den Innungen, von Haß und Neid erfüllt, suchten dieses immer zu hintertreiben, besonders war ihnen der Obermeister der Schuster Jakob Weißack, der 1496 in
den

den Rath gewählt wurde, sehr entgegen, und wendete sich mit seinem Anhang wegen mancher Beschwerde an den Erzbischof, dessen Ráthe diese Gelegenheit gern ergriffen, um alle alten Klagen gegen Rath und Stadt wieder hervorzusuchen. Sie verlangten nicht nur eine Entschädigung von zwölf tausend Gulden, sondern wollten auch außer den Soolgütern, die Stadt aller andern Lehne verlustig erklären. Natürlich mußte sich die Stadt endlich vergleichen, und nicht nur elf tausend Gulden bezahlen, sondern auch von den neun tausend, wofür ihr Münze und Münzgefälle verpfändet waren, vier tausend schwinden lassen.

Es saßen der Zeit vier Personen aus der Pfännerschaft mit im Magistrat, diese verlangten bei Beschlüssen, welche dem Salzbetriebe und überhaupt der Pfännerschaft angingen, zugegen zu seyn, wie das auch billig scheint, da sie über diese Umstände die beste Auskunft geben konnten, dieses wurde aber vom Magistrat gerade hartnäckig verweigert, und die Pfänner, als die Schwächern, mußten endlich nachgeben. Dennoch versuchten sie immer wieder eine Einigung mit dem Rath, und Abgeordnete der Städte Braunschweig, Magdeburg und Halberstadt, die schon angelangt waren, würden diese auch wohl zu Stande gebracht haben, wenn nicht der Erzbischof dazwischen getreten wäre, und als Landesherr sich das Recht der Vergleichung vorbehalten hätte. Weißack und viele Innungsmeister stimmten diesem Ansinnen bei, der Rathmeister Bothe und die Rathmanne aus der Pfännerschaft nur waren dagegen. Darüber entstand ein solcher Zwiespalt, daß Weißack sämtliche Schuhmacher in ihren Harnischen nach dem Barfüßerkloster beschied, wo ihnen bald noch mehrere Gewerke, ebenfalls geharnischt, zuzogen, der kleinere Theil der Bürgerschaft sich dagegen mit Bothe und der Pfännerschaft auf dem Rathhause, ebenfalls in Rüstung, versammelte. Endlich brachten die noch anwesenden Abgeordneten der vorgedachten Städte einen Vergleich zu Stan-



de, worin ausgemacht wurde, daß der Erzbischof und die Städte Magdeburg und Halberstadt die noch streitigen Punkte gemeinschaftlich vergleichen sollten; worauf beide Theile friedlich nach Hause gingen, und die Sache abgemacht schien.

Dieses war den sechzehnten September 1478 vorgefallen, in welcher Zeit der Erzbischof abwesend war, allein den neunzehnten traf er wieder zu Siebichenstein ein, worauf Weisack mit noch einigen aus dem Rathe sogleich zu ihm aufs Schloß gefahren. Am zwanzigsten, einem Sonntage, war der Magistrat versammelt, und Weisack, der den Vorsitz hatte, erklärte, er wolle um ein Uhr die Rathsglocke läuten lassen, und werde dann mittheilen, was ihm vom Erzbischof befohlen, darauf entfernte er sich sogleich wieder, und fuhr abermals gen Siebichenstein. Gegen elf Uhr, als der Gottesdienst beendigt, und die meisten Bürger beim Mittagessen waren, kommt Weisack mit Herrn Heinrich von Ammendorf, dem Schloßhauptmann von Siebichenstein, gefahren, und wie sie unter dem Ulrichsthor sind, springt er aus dem Wagen, und übergiebt mit Hülfe seiner dahin bestellten Anhänger das Thor dem Schloßhauptmann, der es sogleich von seinen auf dem Neumarkt versteckt gehaltenen Leuten besetzen läßt. Gleich darauf kommt Fürst Waldemar von Anhalt mit mehreren Grafen und Rittern und einem starken Reitergesolge nachgerückt, und setzt sich bei der nahen Ulrichskirche *) fest, zu welchem sich der Gemeinheitsmeister aus dem Ulrichsviertel mit seinem Anhang bewaffnet gesellte.

Als der Wächter auf dem Hauptthurme dieses Gebäudes bemerkte, schlug er die Sturmglocke an, worauf sich sogleich das Geschrei verbreitete, der Feind habe das Ulrichsthor genommen. Schnell legten jetzt viele aus den

*) Gegenwärtig heißt eine andere Kirche so, die, von der hier die Rede, wurde späterhin abgebrochen.



Innungen und vorzüglich die Pfänner ihre Harnische an, und eilten dem Thore zu, wo dann von beiden Theilen mit Hafenbüchsen und Armbrüsten auf einander geschossen, und auch Hans Schlitbach, der das Jahr Rath's-Rämmerer war, mit einer Partisane erstochen wurde. Da ritt der Graf von Quersfurth vor, und rief, sie sollten sich mäßigen, denn man wäre hier von Seiten des Erzbischofs. Obwohl nun nach damaligem Brauch selbst der Erzbischof nicht ohne vorherige Anfrage mit bewaffneter reißiger Schaar in die Stadt kommen, viel weniger mit Gewalt eindringen durfte, so schreckte diese Rede und mehr noch die starke Uebermacht dennoch die Angreifenden ab, man stellte das Schießen ein, und die vornehmsten Pfänner, welche am meisten zu verlieren hatten, flüchteten in die Klöster. Unterdessen hatten sich auch die Abgeordneten von Magdeburg und Halberstadt nach dem Ulrichskirchhof verfügt, wohin der Rath'smeister Bothe auch einige Pfänner abfertigte, und Apel von Tettau, des Erzbischofs Rath, sprach zu diesen so ernstlich von Ruhe und Ordnung, daß, nachdem er noch mit dem Grafen von Quersfurth vor das Rathhaus geritten, und den dort versammelten Bürgern ebenfalls zugeredet, jeder nach Hause ging, und die Waffen ablegte.

Den folgenden Tag kam Erzbischof Ernst von vielen Domherren, Fürsten, Grafen und Herren, von vielen Reißigen und Trabanten begleitet, zur Stadt, und vor das Rathhaus gezogen, wobei ihm Weisack mit seinen geharnischten Schustern und anderm Anhang voranging. Vom Magistrat feierlich empfangen, begab er sich mit großem Gefolge in die Rathsstube. Die Pfänner aber standen traurig von ferne. Sie wagten es dennoch für sich beim Erzbischof bitten zu lassen, erhielten aber den Bescheid, daß sie vor der Hand Hausarrest hätten, den Montag nach Michaelis aber Abgeordnete nach Großen-Salze schicken sollten, um sich vor einem Landtage, den der Erz-



bischof ausschreiben werde, zu verantworten. Es wurden darauf mehrere Bürger wirklich verhaftet, unter denen auch der Schultzeiß (Stadtrichter) Popyliz; Rathmeister Bothe und die Rathmanne aus der Pfännerschaft wurden ihrer Aemter entsetzt.

Auf dem Landtage zu Salze wurden den Pfännern viele Klagepunkte vorgelegt, die sie beantworten durften, sonst wurde aber in der Sache nichts ausgemacht, eben so wenig bei einer nochmaligen Vernehmung, die der Erzbischof zu Halle anstellte. Endlich wurde ein anderer Landtag um Neujahr 1479 nach Calbe ausgeschrieben, wohin die Pfänner mit ihrem gesammten Anhang über vier hundert Mann, vorgeladen wurden, um endlichen Bescheid zu erhalten. Dieser Bescheid lautete dahin, der Erzbischof wäre sehr geneigt, sie wieder zu Gnaden aufzunehmen, wenn sie ihm die Hälfte aller ihrer Sool und andrer Güter abgetreten hätten. Sie boten darauf den dreißigsten, den funfzehnten, ja endlich den neunten Theil ihres Vermögens, doch ohne damit gehört zu werden.

Da die außerordentlichen Talente des Bischofs von Meissen in Geldgeschäften den erzbischöflichen Rätthen bekannt waren, so steckte man den Pfännern heimlich, sie sollten sich diesen Prälaten nebst einigen von den Domherren und Rittern zu Vermittlern erbitten. Dieses thaten sie, und erhielten sogleich eine gnädige Bewilligung. Der Bischof von Meissen entschied dann am neunten Januar dahin, daß jeder der Pfänner den vierten Theil seiner Kothe oder sonstigen Soolgüter, von seinem übrigen Vermögen aber den fünften Theil nach eigener Schätzung geben mußte; und zwar mit der Bedingung, daß es dem Landesherrn frei stehe, ihr Besizthum gegen Herausgabe der übrigen vier Theile zu behalten, wenn ihm die Abschätzung zu geringe schiene. Nach Abschluß dieses Vertrags mußten sämmtliche Pfänner noch auf dem Rathhause um Gottes willen Abbitte thun, dann wurden sie erst in

ihre Häuser entlassen. Mehrere wurden noch angehalten, ihre sämmtlichen Güter zu verkaufen, und die Stadt zu räumen, wozu der Rathmeister Bothe gehörte. Der Salzgräfe und Schultheiß wurden so wie die Gerichtschöppen, welche Pfänner waren, abgesetzt, und an deren Stelle andere ernannt.

Noch in selbigem Jahre ließ der Erzbischof eine neue Stadtordnung bekannt machen, und veränderte den Magistrat. Ob bei dieser Gelegenheit Weisack belohnt wurde, darüber findet sich keine Nachricht, wahrscheinlich hat er aber bei dem ganzen Handel weit weniger verdient, als der Bischof von Meissen, der sich seinen Vertrag gewiß von beiden Theilen bezahlen lassen. Vom Erzbischof erhielt er tausend rheinische Gulden, und fünf Pfannen des deutschen Brunnens an Soolgütern. Letztere ließ sich der Bischof vom halleischen Magistrat wieder abkaufen. Im folgenden Jahre ließ der Erzbischof eine Thalordnung kundmachen, bei deren Abfassung auch der Bischof von Meissen und sein Hofmeister v. Geggingen thätig waren. Sie hat lange als Fundamentalgesetz gedient, und erstreckt sich bis auf die kleinsten Einrichtungen. Auch sind unter Ernst die Thalgrenzen genau abgesteckt worden. Es wurden auch besondere Thalgerichte bestellt, vor welchen nicht nur alle in der Halle vorgefallene Streitigkeiten, sondern auch peinliche Fälle hörten. Dieses Gericht wurde in einem besondern Gebäude, dem Thalhause, gehalten, welches noch stehet. Dabei ist die Art merkwürdig, wie man sich zu helfen wußte, wenn einer durch den Strick sterben sollte. Es war von Alters her gebräuchlich, diese Execution am Thalzimmerhause zu verrichten, dieses Haus hatte man aber um Platz zu gewinnen, späterhin auf einem von der Stadt erkauften Platze erbauet, so daß nur dessen eine Traufe die Thalgrenze traf. Da steckte man dann einen langen Baum zur Dachluke heraus, und hing den Delinquenten daran, damit er doch im Thale hänge.

Um die Stadt künftig besser in seiner Gewalt zu haben, und keines Verräthers zu bedürfen, wenn er in selbige eindringen wolle, beschloß der Erzbischof sich ein festes Schloß darin zu erbauen, wozu der Gewinn aus den erlangten Salzgütern verwendet werden sollte. Nach langem Wählen wurde endlich ein Platz an dem dort steilen Saaluser dazu ausersehen, und im Jahr 1484 der Grundstein zur St. Moritzburg gelegt, deren Bau 1503 vollendet wurde, von welcher aber leider nur noch Ruinen übrig sind.

Von dem spätern Vornehmen dieses Erzbischofs ist wenig zu erinnern, da es nicht ferner auf die Pfänner Bezug hat. Im Jahr 1503 bezog er im Mai sein neu-erbauetes festes Schloß, welches nach damaliger Zeit höchst prächtig war. Leider konnte er dessen nicht sehr froh werden, denn Seiner Gnaden war von der damals erst nach Deutschland gekommenen Lustseuche befallen, und lag bis in den September so hart darnieder, daß er einige Mal todt gesagt wurde. Da die damaligen Aerzte wenig von der Kur dieser Krankheit verstanden, und die Präparate des Paracelsus in eine etwas spätere Zeit fallen, so ist es wahrscheinlich, daß Ernst nie vollständig von diesem Uebel geheilt wurde, und sein ziemlich früher Tod eine Folge desselben war, denn er starb im Jahr 1513, etwas über neun und vierzig Jahr alt. Sein Herz ward, nach seiner Verordnung, in die Magdalenenkapelle der neuen Moritzburg gebracht, der Körper wurde nach Magdeburg geführt, und im Dom in das prächtige Grabmal aus Erz gelegt, welches er sich im J. 1497 durch Meister Fischer in Nürnberg für funfzehn hundert Gulden hatte gießen lassen.

Bald nach dem Tode dieses Erzbischofs brach bekanntlich die Reformation aus, welche den Erzbischöfen und den nachherigen Administratoren so viel Unruhe machte, daß sie mit sich selbst genug zu thun hatten, und wenig an die Pfännerschaft und an das Salzwerk denken konnten,

nur daß der Administrator Christian Wilhelm im J. 1615 eine neue Thalsordnung entwerfen, und durch den Druck bekannt machen ließ, welche aber größtentheils auf die frühere von Ernst begründet war. Erst als die langen Kriege sich endigten, in welchen Halle gar viel gelitten, auch 1637 die Moritzburg ausbrannte, und als der Friede zu Münster und Osnabrück wieder Ruhe über Deutschland gebracht hatte, konnte wieder an Neubetreibung des Salzwerks gedacht werden.

Durch den eben genannten Frieden war das Erzstift Magdeburg und mit demselben die Stadt Halle als weltliches Herzogthum an Kurbrandenburg gefallen. Als nun der Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Halle die Huldigung einnahm, befah er sich auch das Salzwerk sehr genau, und erfuhr, daß bei Kaltlagern die Soole überlaufe, und in die Saate geleitet werde. Dieses fand er unbillig und sündlich, und da seine märkischen Lande Mangel an Salz hatten, und mit großen Kosten selbiges aus Lüneburg kommen ließen, so trug er darauf an, ihm diesen Ueberfluß zu geben, damit er in fürstlichen Kothen daraus Salz sieden lasse. Er gab zugleich der Pfännerschaft die Versicherung, daß dieses ihrem eignen Salzbetrieb niemals Abbruch thun solle. Um das gewonnene Salz aufspeichern zu können, ließ der Kurfürst an der Schieferbrücke vier Salzmagazine erbauen, und faßte sogleich den Entschluß, den Saalstrom bis Halle schiffbar zu machen, welches sich aber noch einige Zeit hinzog, so daß man mit Erbauung der vier Schleusen erst 1694 den Anfang machte. Weil das in der Halle gefottene Salz in die Magazine zu fahren eine bedeutende Ausgabe an Fuhrlohn verursachte, auch die fürstlichen Kothe in schlechtem baulichen Zustande waren, so legte man 1722 eine Röhrenleitung an, durch welche die Soole bis vor das Schieferthor geführt wurde. Diese Röhrenstrecke mußte zwar drei Mal über den Saalstrom gehen, erforderte auch des gehörigen Druckes wegen eine

kleine Soolenkunst, war aber doch viel bequemer als das Herausfahren, deshalb wurden gleich neben den Magazinen zwei Siedehäuser erbauet, die im Innern nach Art der alten Kothe eingerichtet waren, und den Anfang zur jetzigen königlichen Salzcoctur machten. Man ließ die durch die Röhrenstrecke ankommende Soole in große Vorrathsfässer laufen, deren es funfzig gab, aus welchen sie durch eine kleine Büschelkunst, wieder so hoch gehoben wurde, daß man sie in die Siedepfannen ablassen konnte.

Bei der Versiedung der sogenannten Extrafoole sollte auch diejenige, welche nach des Erzbischofs Ernst Vergleich der Regierung zukam, ebenfalls in Salz verwandelt werden. Da entstand dann die Frage, wo sind die fünf und zwanzig Kothe, die nach diesem Vertrage der Regierung gehören, indem es zu Ernsts Zeiten hundert gangbare Kothe gegeben haben soll? Die Pfännerschaft erklärte hierauf, es hätten damals viele Pfänner ihren Strafantheil in Gelde bezahlt, so daß Erzbischof Ernst niemals diese vollen fünf und zwanzig Kothe wirklich besessen, und ferner habe sein Nachfolger Cardinal und Erzbischof Albert V. mehrere dieser herrschaftlichen Kothe wieder an seine Diener verschenkt, wie er denn sogar seinem Leibschneider Steinkopf ein ganzes Koth gegeben; auch wären unter seiner Regierung einige verkauft worden, daher hätten die nachherigen Landesherren deren nicht mehr als vierzehn besessen, in denen sie niemals selbst sieden lassen, sondern solche als Gnaden-Pfannwerke um die übliche Bezahlung ausgethan. Mit dieser Antwort war die brandenburgische Regierung nicht zufrieden, sondern ihre Rechtsbeistände nahmen diese an der vollen Zahl fünf und zwanzig fehlenden Kothe für unveräußerliches Kammergut, welches wieder herbeigeschafft werden müsse, und verwickelten die Pfännerschaft in einen langen Rechtsstreit.

Im Jahr 1708 unter König Friedrich I. war dieser Streit noch nicht entschieden, da wurde aber der gesamm-

ten Pfännerschaft aufgegeben, diese fehlenden herrschaftlichen Kothe unter sich auszumitteln, und selbige abzuliefern, widrigensfalls sie im folgenden Jahre nicht zum Ansieden gelassen werden sollte. Die Pfännerschaft konnte hierüber durchaus nicht einig werden, das Jahr verstrich unter Berathungen, und 1709 wurde daher das ganze Salzwerk derselben unter königlichen Sequester gestellt, und in fünf und siebenzig Kothen als pfännerschaftlich gesotten, fünf und zwanzig aber zum Extrasieden gebraucht. Nach vielen Vorstellungen und Bittschreiben wurde endlich dieser Sequester wieder aufgehoben, und der Pfännerschaft erlaubt, in selbigem Jahre noch fünf Wochen lang, aber nur in fünf und siebenzig Kothen fort zu sieden. In dem darauf folgenden Jahre durften die Pfänner auch nur fünf und siebenzig Kothe gebrauchen; als aber damals der uralte Soolbrunnen zu Elmen wieder aufgefunden wurde, und die deshalb nöthige Salzsiederei zu Schönebeck angelegt worden, brauchte man die königlichen Kothe nicht mehr sehr nöthig, und als erst die Siederei vor dem Schieferthor bestand, gar nicht, daher wurden den Pfännern alle ihnen abgenommenen wieder zugestellt.

Weil man nicht wissen konnte, ob bei Grabung eines neuen Salzbrunnens nicht die vier schon bestehenden an Gehalt oder an Zufluß verlieren könnten, welches außerordentliche Streitigkeiten erregt haben würde, auch diese vier Brunnen schon mehr Soole gaben, als man für den Absatz bedurfte, so hatte die Stadt schon im Jahre 1263 bei dem damaligen Erzbischof Rupert ein Privilegium erwirkt, worin er den Bürgern zusichert, daß weder unter ihm, noch unter seinen Nachfolgern jemals noch ein anderer Soolbrunnen innerhalb Halle abgeteuft werden solle. Für dieses Privilegium, welches zugleich noch die Zusicherung enthielt, daß binnen einer Meile von Halle ab kein festes Schloß erbauet werden solle, wurden dem Erzbischof zwei tausend und ein hundert Mark, und seinen gehei-

men Rätthen auch hundert Mark bezahlt. Dieser Freibrief blieb vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert unangefochten, als aber im Anfange des letzten Jahrhunderts das Sieden der Pfänner sehr stark ging, und es daher oft an Extrafoole fehlte, so war die königliche Kammer auf alle Art bedacht, mehreren Zufluß herbeizuschaffen. Wie man daher im Jahr 1704 bei der Reparatur des Soolfasses im Roth zur Glocke eine zu Tage kommende Soolquelle entdeckte, so wurde auf königlichem Befehl sogleich nachgegraben, und endlich ein Brunnen dreißig Lachter tief abgeteuft und ausgezimmert, welchem man den Namen Königsbrunnen gab. Dieser Brunnen, der an zwei tausend Thaler gekostet, lieferte zwar ziemlich viel Soole, die man auch bis 1711 bei dem königlichen Extraseden mit verbrauchte; es scheint aber, als müsse diese Soole nur einen kleinen Theil Kochsalz, dagegen aber viel zerfließbare und auch erdige Salze enthalten haben, denn es wird gesagt, es sei von dieser Soole immer eine sehr dicke und stinkende Mutterlauge zurückgeblieben, auch habe man niemals recht ordentliches Salz daraus gewinnen können, selbst wenn man sie mit anderer guter Soole vermischte. Hieraus läßt sich abnehmen, daß Salze zugegen waren, die mit dem Kochsalz zugleich niederfielen, oder auch wohl in Verbindung traten. In damaliger Zeit war man in Kenntniß der Salze noch nicht weit vorgeschritten, konnte also die hier gegenwärtigen nicht erkennen oder abscheiden, und wenn man es gekount hätte, so ist noch immer die Frage, ob das anzuwendende Verfahren wohlfeil genug gewesen wäre, um davon Anwendung im Großen zu machen. Deshalb blieb der Königsbrunnen endlich wieder liegen, und hat viele Jahre ungebraucht gestanden, bis endlich die königliche Regierung ums Jahr 1743 das Brunnengebäude sammt dem Haspel an die Thalgerichte verkaufte, die dieses Gebäude abbrechen, und den Brunnen zudecken und verspunden ließen. Man fand den Brunnen ganz gefüllt,



doch lief er nicht über, sondern die bis zum obersten Rande gelangende Soole schien sich in die Dammerde zu verziehen. Seit dieser Zeit ist dieser Brunnen nicht wieder in Anregung gekommen.

Die halle'schen Soolgüter waren in früherer Zeit sämmtlich Lehne, wie schon angeführt worden. Diese Einrichtung wurde erst unter König Friedrich Wilhelm I. abgeschafft, und alle diese Besitzungen in Erbpachtgüter verwandelt, so daß nur ein jährlicher Kanon zu geben ist, und alle neuen Belehnungen aufgehört haben. Sobald die königliche Regierung die Versorgung ihrer Länder mit Salz selbst übernommen hatte, blieb der Pfännerschaft nur noch der Absatz ins Ausland übrig, als aber Sachsen eigne Soolquellen auf fand, und aus selbigen seine Unterthanen selbst mit Salz versehen konnte, wurde dieser Absatz immer geringer, daher kam gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Einigung zu Stande, nach welcher die Pfännerschaft jährlich ein gewisses ihr zustehendes Quantum Soole versiedet, und die Regierung ihr dann das daraus gewonnene Salz zu einem Preise abnimmt, wobei die Theilnehmer sehr gut bestehen können.

Bei dieser Einrichtung mußte natürlich der Gewinn steigen, je geringer die Förderungs- und Siedekosten kamen. Daher wurde es endlich möglich die Menge der Theilnehmer dahin zu vereinigen, daß sie in Abschaffung der schlechten Kothe und in Erbauung zweier Siedehäuser willigte. Dieser Beschluß kam gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Stande, man räumte sogleich einen Theil der alten Kothe fort, und erbauete das erste dieser Siedehäuser, und als selbiges völlig brauchbar war, wurde im Anfange dieses Jahrhunderts auch das zweite errichtet. Beide sind ziemlich geräumige Gebäude, fast von gleicher Form und Einrichtung. Unten, gleich der Erde, befinden sich die Feuerstätten und Aschenfall, und sind die übrigen Räume auch sonst noch benutzt, eine Treppe höher

sind in jedem dieser Häuser vier große eiserne Siedepfannen angebracht, über welchen sich Brodemfänge befinden, so die sich erhebenden Wasserdünste zum Dach hinaus führen. Die Böden der Gebäude werden durch sehr weite eiserne Röhren erhitzt, welche Gluth und Rauch der Feuerstätten erst über selbige hinführen, ehe sie sich endlich in einem gewöhnlichen Rauchfang endigen, der zum Dache hinausgeht. Diese Böden sind die Trockenkammern, in welchen das Salz aber nicht wie ehemals in Körben, sondern auf über einander gestellten Hürden getrocknet wird.

Zwischen gedachten Siedehäusern stehet ein anderes Gebäude, in welchem sich, in angemessener Höhe, große Sammlungsbottiche befinden, aus denen man die Soole sowohl in die Pfänner-Siedehäuser als auch in die königliche Siederei vor der Schieferbrücke ablassen kann. Da die Bottiche eine bestimmte Größe haben, so kann man, wenn am Empfangsort die Soole ebenfalls gemessen wird, sogleich den Verlust erkennen, der durch Fehler der Röhrenstrecke oder auf sonst eine Art entstanden wäre.

Dieses letztgenannte Gebäude steht über dem deutschen Brunnen und dem Meteritzbrunnen, weil man sich damals, als es errichtet wurde, nur allein des deutschen Brunnens bediente, der ohnehin mit den beiden andern in Verbindung steht. Jetzt, da man nur den Gutfahrbrunnen ziehet, wird die gehobene Soole durch Röhren, die eine kurze Strecke unter der Erde fortlaufen, zu den Bottichen geleitet.

Nachdem erst die Siedehäuser standen, sind nicht nur die Kothe, sondern auch noch manche andere alten überflüssigen Gebäude abgerissen, und der Platz möglichst geebnet worden, woran noch fortgearbeitet wird. Wer diesen Raum nur gekannt hätte, wie er noch in aller Unregelmäßigkeit bebauet war, und nur einen widerlich schmutzigen Aufenthaltsort darbot, und ihn jetzt wieder sähe, würde ihn kaum für denselben halten.

An der Grenze dieses Raumes oder mit andern Worten, an der Grenze der Halle, steht das Thalhaus, ein nicht sehr großes, aber altes und festes Gebäude, in dessen unterm Raume die Thalfeuerspritzen verwahrt sind, zu dessen oberer Etage aber eine Wendeltreppe in einem thurmartigen Gebäude von außen emporführt. Hier wurden sonst die Thalgerichte gehalten, für gewöhnliche Sachen wöchentlich zwei Mal, für peinliche Fälle nach Erforderniß. Es war bei diesen Gerichten der Salzgräse immer der Vorsitzer und Richter, weshalb er auch ein rechtsverständiger Mann seyn mußte. Ihm waren die Oberbornmeister und Schöppen zugeordnet, wie auch ein Bornschreiber, der den Aktuarium machte, und der Thalvogt oder oberste Gerichtsdiener. In gewöhnlichen Gerichtstagen waren nur der Salzgräse, die Oberbornmeister und der Bornschreiber zugegen. Außerdem wurden auch jährlich zwei Mal ein Bortgebing oder Rügegericht im Freien gehalten, wo jeder aufgefordert wurde, das von ihm bemerkte Unrechtliche, jede Vernachlässigung und sonst geschehene Fehler anzuzeigen und zu rügen.

Diese ausgedehnte Gerichtsbarkeit hat in neuerer Zeit zwar völlig aufgehört, doch ist das Thalhaus auch noch jetzt ein Gerichtshaus, indem es dem noch fortbestehenden Salzgräsenamt zustehet, die unter den Thalarbeitern vorkommenden Unordnungen zu untersuchen, und nach Erforderniß zu bestrafen, weshalb auch die Stelle eines Aktuarium oder Bornschreibers beibehalten worden, wie denn auch noch ein Thalvogt gehalten wird. Zur Führung der übrigen Geschäfte sind noch einige andere Beamte angestellt, und die Oberaufsicht steht dem in Halle befindlichen Oberbergamte zu.

Die Ueberficht der Arbeit ist seit Einführung der großen Siedehäuser außerordentlich erleichtert worden, und die Pfännerschaft und sonstigen Soolgutsbesitzer haben dabei ausgemacht gewonnen.



Sonst mußte man, um Pfänner zu heißen, ein Koth besitzen, oder mit noch einem andern in Gemeinschaft haben. Einer der im ersten Falle war, hieß ein ganzer Pfänner, die andern wurden Spänner genannt, davon, daß gleichsam zwei zusammengespannt hatten. Jetzt kann nun freilich keiner mehr ein Koth besitzen, allein die Siederechtigkeit dauert fort, und kann durch Erbschaft oder Kauf auf andere Personen übergehen, und das Verhältniß der Pfänner ist also in dieser Hinsicht noch dasselbe.

Pfänner sowohl als Spänner mußten halleische Bürger seyn, ein in den Ringmauern der Stadt belegenes Haus besitzen, und mußten entweder im ehelichen oder Wittwenstande leben. Dieser letztere Zusatz war deshalb gemacht, damit die sehr begehrlche Klostergeistlichkeit nicht endlich diesen Hauptnahrungsweig an sich reißen möge, wie sie schon andere Soolgüter genug erlangt hatte. In neuer Zeit macht die Verehelichung keine Hauptbedingung mehr aus, wohl aber sind Bürgerrecht und Grundeigenthum erforderlich.

Nach Erzbischofs Ernst Verordnung sollten die Pfänner zwar durchaus keine Bruderschaft oder Innung bilden, da aber wegen Holz- und Blechankauf und wegen mancher anderer Vorfälle ein gemeinsames Zusammentreten erforderlich wurde, so war ein kleiner und großer Ausschuß, und für die wichtigsten Fälle eine allgemeine Versammlung eingeführt. Der kleine Ausschuß bestehet aus fünf Personen, der größere aus fünf und zwanzig. Es war zu diesen Versammlungen schon in früherer Zeit ein Haus am Markte gekauft worden, welches das Pfännerhaus heißt. Ferner besitzen die Pfänner einen eigenen Holzplatz, wo sie das ankommende Floßholz aufstellen, und in neuerer Zeit auch Braunkohle ansfahren und formen lassen. Zur Aufbewahrung dieser Braunkohlensteine sind lange geräumige Schuppen gebauet.

Von der alten Eintheilung der halleſchen
Soolgüter.

Die Soolmaſſe, welche man in alter Zeit aus den vier Brunnen zog, wurde bei jedem derſelben verſchieden eingetheilt. So verwirrend dieſe verſchiedenartige Eintheilung auch iſt, ſo ſcheint man ſie in jener frühen Zeit doch vielleicht abſichtlich gewählt zu haben, damit nicht jeder ſogleich das Rechnungswesen begreifen, und den Verwaltern jeden kleinen Vortheil abmerken könne. Doch der Grund ſei, welcher er wolle, ſo iſt dieſe Eintheilung ſo lange fortgeführt worden, daß man ſie durchaus kennen muß, wenn man von irgend einer halleſche Soolgüter betreffenden Urkunde oder ſonſt einer alten oder neuen Verhandlung der Art einen deutlichen Begriff haben will.

Der deutſche Brunnen wurde in zwei und dreißig Stühle getheilt, jeder Stuhl in vier Quart, und ein Quart in zwölf Pfannen, welches zuſammen funfzehn hundert ſechs und dreißig Pfannen beträgt. Da man die Soole von den Brunnen in Zobern von beſtimmter Größe zum Verſieden austrug, ſo läßt ſich das Verhältniß dieſes und der nachher vorkommenden Pfannen am beſten nach dieſen Zobern vergleichen. Ein ſolcher Zober ſoll nach der Thalsordnung von 1482 acht Eimer halten, nach dem Maße der kupfernen Normaleimer, von denen ſich einer auf dem Amte Siebichenſtein, der andere auf dem halleſchen Rathhauſe und der dritte auf dem Thalhauſe befanden. Es gingen in ſolchen Eimer zwölf Kannen alt halleſchen Maßes, nun wiegt aber eine Kanne Soole alt halleſchen Maßes aus dem deutſchen Brunnen zwei Pfund und vier und zwanzig Loth, ſolglich der Zober Soole zwei Centner und vier und vierzig Pfund. Eine Kanne aus dem Gutjahrbrunnen wiegt faſt genau ſo viel, aus den beiden andern zwar etwas weniger, welches aber bei der hier nur nöthigen Ueberſicht nicht in Betracht kommt. Eine Pfan-



ne aus dem deutschen Brunnen würde genau zu fünf Zober gerechnet, ein Quart also war gleich sechzig Zober.

Der Gutjahrbrunnen wurde nur in zwölf Stühle getheilt, ein Stuhl bestand aber nicht aus vier, sondern aus sieben Quart, doch hatte jedes Quart gleichfalls zwölf Pfannen, so daß sich also in selbigem tausend und acht Pfannen befanden. Hier rechnete man aber auf andert- halb Pfannen nur fünf Zober Soole, wiewohl man bis- weilen, wenn der Brunnen es übrig hatte, noch etwas zugab.

Der Meterisbrunnen hatte vier Stühle, jeder Stuhl zwanzig Quart, ein Quart zwei Nöfel, und ein Nöfel neuntehalb Pfannen, zusammen also tausend drei hundert und sechzig Pfannen, doch wurden nur auf jedes Nöfel fünf Zober Soole gerechnet.

Der Hackeborn hatte zwei Stühle, die aber nicht wie bei den andern in Quarte, sondern jeder in sechzehn Nöfel getheilt wurde, von denen wieder jedes siebenthalb Pfannen hielt, also zusammen zwei hundert und acht Pfannen. Bei dieser Eintheilung blieb man aber noch nicht stehen, sondern theilte wieder jede Pfanne in vier Orte, so daß sechs und zwanzig Orte ein ganzes Nöfel ausmach- ten, welches man auf vier und zwanzig Zober Soole ge- rechnet.

Diese Quarte und Nöfel waren die Kuxe oder Ac- tien, auf die man in ganz alter Zeit das Salzwerk be- gründet, vielleicht zur Grabung der Brunnen zusammen- getreten war, und nachdem einer späterhin mehr oder we- niger Quarte und Pfannen besaß, nachdem war auch sein Antheil am Gewinn des Salzwerkes größer oder geringer. Späterhin fiel von all diesen Gütern der vierte Theil an den Landesherrn, wie angeführt worden, von den übrigen drei Vierteln gehörte aber auch lange nicht alles haleschen Bürgern, sondern es hatten auch einige auswärtige Gra- fen und Herren, das Domkapitel zu Magdeburg und man- che

che fromme Stiftungen daran Antheil. Z. B. die Grafen von Schwarzburg besaßen vier und zwanzig Pfannen Deutsch, funfzig Pfannen Gutjahr, vier Quart Meterik und zwei Nöfel Hackeborn. Die Herren von Krosigt auf Altleben hatten ein Nöfel und drittehalb Pfannen Hackeborn. Amt Petersberg besaß acht Pfannen Deutsch. Dem Probst zum Neuenwerk gehörten sechs Pfannen Deutsch. So war auch manches durch Vermächtnisse an Kirchen und Altäre gekommen, oder zu andern frommen Zwecken bestimmt. Zwei Pfannen Deutsch besaßen z. B. die beiden Heiligen Fabian und Sebastian, sechs Pfannen Gutjahr gehörten der Frauenkirche, ein Nöfel Meterik der Ulrichskirche, acht Pfannen Deutsch dem Hospital u. s. w.

Man siehet hieraus, daß wohl auch auswärtige Personen Soolgüter besitzen konnten, doch durften sie nicht Pfannwerk treiben, d. h. Kothe besitzen, und siedeln lassen, sondern mußten dieses halleischen Bürgern übertragen, und ihre Güter solchen in Pacht geben oder verasterlehen. Hier von war nun zwar seit Erzbischof Ernst die Landesregierung ausgenommen, hat aber nicht eher als bis zur Zeit Königs Friedrichs I. davon Gebrauch gemacht, sondern that ihre Kothe als Gnadenpfannwerke wieder an Hallenser aus.

Da das Besizthum dieser Soolgüter aus einer Hand in die andere ging, so war ein genaues Verzeichniß der jeßemaligen Besizer etwas sehr Nothwendiges und deshalb schon in sehr alter Zeit eine Lehntafel angefertigt worden, welches ein Buch von gar eigenthümlicher Art war. Es bestand nämlich nicht wie sonst alte Bücher aus Pergament oder Papier, sondern aus Holz, mit schwarzem Wachs überzogen. Die einzelnen Blätter dieses Buches waren aus feinem Lindenholz gemacht, in dickere hervorspringende Rahmen von Ahornholz gefaßt, so daß sie fast das Ansehen einer gewöhnlichen Schiefertafel erhielten, wenn man sich nämlich statt des Schiefers die Tafel von Lindenholz denkt, nur mit dem Unterschiede, daß noch jede



Seite in der Mitte durch einen Steg in zwei Hälften getheilt war. Der Raum von dem Lindenholz bis zur Höhe des Randes wurde mit schwarzem Wachs ausgegossen, dem etwas Talg und etwas starker Leinölsirniß zugesetzt war. Das Wachs schabte man mit einem geeigneten Schaber völlig glatt, so daß es mit den Rändern gleich stand, und rieb es dann noch mit einem Stücke Corduan ab. Hinten waren diese einzelnen Tafeln mit Leder verbunden, damit sie sich wie ein Buch auf und zu machen ließen.

In diese Wachstafeln waren die Namen sämtlicher Besitzer von Soolgütern mit einem spitzigen eisernen Griffel eingeschrieben, und darneben, wie viel jeder besaß. Ging derselbe Besitz auf einem andern über, so wurde mit dem breiten Ende des Griffels der vorige Name ausgedrückt und geglättet, und dafür der neue Besitzer eingetragen. Waren bloß durch Kauf oder Schenkung einzelne Güter an einen andern, dessen Name sich schon in der Tafel befand, gekommen, so wurden sie nur bei dem einen gelöscht, und bei dem andern eingetragen, welches man das Ab- und Zuschreiben nannte. Diese Veränderungen in der Lehntafel wurden jährlich des Tages vor St. Lucia, welches der zwölfte December, vorgenommen, und zwar auf dem Rathhause und in Gegenwart eines Bevollmächtigten des Landesherrn, wenigstens fand dieses letztere seit Erzbischof Ernst Statt. Der Magistrat hatte dabei nur eine Aufsicht wegen der Richtigkeit.

Von dieser Lehntafel wurden drei gleichförmige und gleichlautende Exemplare aufbewahrt, eins in einem Gewölbe unter dem einen Thurme der Marktkirche, eins in einem Gewölbe des Rathhauses und eins auf dem Thalhause. Noch im Jahr 1715 wurden diese Lehntafeln, weil sie wandelbar geworden, ganz neu gemacht. Damals wollte man sie aus Tafeln von Messingblech mit messingnen Rahmen machen lassen, fand aber bald, daß sie dann so schwer wurden, daß sie kein Mensch heben konnte.

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß das Umschreiben und Eintragen durch diese Wachstafeln sehr leicht gemacht war, dafür konnte man aber auch nie wissen, was ein Verstorbener einst an Soolgütern besessen, oder um wie viel ein noch Lebender seinen Besitzstand in dieser Hinsicht durch Kauf oder Verkauf vermehrt oder vermindert hatte, eine Auskunft, die in Rechtsstreitigkeiten sehr wesentlich seyn konnte, und die jedes gut eingerichtete Hypothekenbuch giebt. Doch scheint man diese wunderlichen Lehnstafeln fast wie ein Heiligthum betrachtet zu haben, und ist in neuerer Zeit nur schwer davon abzubringen gewesen. Eben so ist es mit der schnurrigen Rechnung nach Stühlen und Pfannen und Quarten und Rößeln und Drten, die man noch bisjezt beibehalten, und von der es etwas zu sagen hat, wenn sie jemand aus dem Pfännerdeutsch in allgemein verständliche Worte übertragen soll. Da, wie schon gesagt, dieses weiter nichts wie Salzwerk-Antheile sind, da ja überhaupt vom Meterik- und Hackeborn gar nicht mehr die Rede seyn kann, da allein der Gutjahr gezogen wird, so sollte von solchen längst verschollenen Namen gar keine Rede mehr seyn, sondern man könnte nach Vergleichung mit den ehemaligen Zobern doch wohl den Antheil eines jeden Pfanners oder Soolgutbesizers nach einem allgemein eingeführten Maße festsetzen.

Was diese Rechnungen noch verwirrter macht, ist der Umstand, daß man sonst sämtliche Thalarbeiter, die Halloren ausgenommen, nicht mit Gelde sondern mit Soole bezahlte. Solcher Arbeiter gab es aber eine Unzahl. Beim deutschen Brunnen gab es sechzehn Haspeler, vier Stürzer, vier Zapfer und zwei und dreißig Träger. Beim Gutjahrbrunnen waren zwölf Radtreter, ein Zapfer mit seinem Knecht und zwölf Träger. Beim Meterikbrunnen hielt man nur vier Radtreter, weil über Nacht nicht gearbeitet wurde, vier Träger, einen Zapfer und einige Fluthknechte, die bei dringender Arbeit eintreten mußten.

Am Hackeborn gab es für gewöhnlich nur zwei Radtreter und vier Träger, wiewohl im Nothfall noch mehrere gemiethet wurden. Damit die Bornknechte nicht die Zeit versäumten, wurden auch zwei Kuser gehalten, die wieder jeder zwei Knechte hatten, die zu den Bornknechten umherliefen, und ihnen sagten, wenn es an der Zeit, sich einzustellen; gewöhnlich riefen sie nur in seine Wohnung: „Peter,“ oder wie er sonst hieß, „zu Borne, in Gottes Namen.“ So gab es auch noch einige Stegeschaufler und Stegekehrer, welche zugleich die Spulen, d. h. die Stolzen, durch welche das unreine Wasser der Saale zugeführt wurde, rein halten mußten.

Zur Aufsicht über diese Arbeiter waren beim deutschen Brunnen zwei Unterbornmeister und zwei Digler (Neugler) angestellt; beim Gutjahr nur ein Bornmeister und Digler, und so auch beim Meterik, da aber bei diesem Brunnen der Digler zugleich Amtsknecht war, so wurde er nicht für voll angesehen, und nur ein Unterbornmeister gerechnet. Beim Hackeborn befand sich nur ein Unterbornmeister und kein Digler.

Alle diese Knechte und Unterbeamten wie auch einige höhere Beamten wurden sämmtlich in Soole bezahlt, und nannte man dieses ihr Gerente, und sie selbst davon Gerentner. Da diese Gerente abgabensfrei waren, also weder Zins noch Lehne bezahlten, so war ein gutes Gerente oft besser als schlechte Soolgüter, weil diese oft mit vielen Abgaben beschwert waren. Um nur einen Begriff zu geben, wie viel Soole für Gerentner aus den Brunnen genommen wurde, so will ich nur einige vom Gutjahrbrunnen anführen, der lange nicht so viel hergab, als der deutsche.

In einer vollen Siedewoche wurden aus diesem Brunnen, außer dem oben angegebenen Herrngut von tausend und acht Pfannen, noch gezogen, drei hundert Zober für die Träger, gleich viel für die Radtreter, achtzehn Zober



für den Zapfer, zwei und vierzig Zober für den Unterbormmeister, sechs und dreißig für den Digler, zwei Zober dem Ruser, achtzehn Zober dem Stegeschäufler. Ferner wurden gegeben zwei und siebenzig Frankzober, wofür die Arbeiter sich Bier anschaffen, oder wenn sie weniger Bier gebrauchten, den Ueberschuß theilen konnten, hundert und acht und vierzig Zober zu der Brunnen und des Thals Erhaltung, wofür das Geld an die Vorsteher gezahlt wurde, zwei und dreißig Zober Frohnssoole als Thaleinkommen, sechs und dreißig Zober Rentsoole, wurden in die fürstliche Rentkammer bezahlt. Endlich wurden noch gebraucht acht Zober Spendesoole, zum Besten armer Thalarbeiter, zwei Zober zum heiligen Grabe, zwei Zober Schülersoole, zwölf Zober Herrengeschenk, so halb als Geschenk an die Borknechte des Gutsjahrs vertheilt wurden, halb den sechs Amtsknechten blieben. Zuletzt kam noch die Herrgottssoole, diese wurde nur gezogen, und zwar aus jedem der vier Brunnen ein Zober, wenn ein Arbeiter krank war, und diente der Werth der Soole den Prediger zu bezahlen, der dem Kranken das Nachtmahl reichte. Es wurden also zusammen in einer vollen Siedewoche an solchen Gerenten neun hundert und acht und achtzig Zober allein aus dem Gutsjahrbrunnen gezogen, der deutsche Brunnen mußte an tausend Zober mehr hergeben.

Jedes dieser Gerente war auf ein oder mehrere Kothe angewiesen, wo die einzelnen Zober hingetragen und versotten wurden. Da es viele Pfänner gab, die nicht so viel Soolgüter hatten, daß sie eine ganze Woche über sieden konnten, so kam diesen solche Gerente sehr zu gut, indem sie nur den Soolwerth bezahlten, und sie dann für sich versieden konnten. Manche Pfänner besaßen auch wohl viel Soolgüter und mehrere Kothe, konnten aber mit der richtigen Zahl der Pfannen nicht austreffen, wobei dann die Gerentsoole ebenfalls nützlich war.

Jetzt sind zwar die vielen Träger, Haspeler und Radtreter sämmtlich abgeschafft, weil sie bei der bestehenden Einrichtung nicht gebraucht werden, da aber alle Kothe mehr oder weniger bei Verfriedung dieser Gerente interessirt sind, so stellt man sie immer noch in Rechnung, welches diese noch verwickelter macht, als sie sonst schon ist. Es ist eigen, es giebt keine Kothe mehr, und doch werden einige neunzig namentlich in Rechnung aufgeführt, es giebt fast keinen Gerentner mehr, und doch wird ihnen Soole geliefert, man rechnet nach Pfannen aus vier verschiedenen Brunnen, und doch wird in der Wirklichkeit nur einer gezogen.

Wenn man keine volle Woche zu Borne ging, so wurden manche dieser Gerente dennoch voll geschüttet, andere wurden nach der Zahl der Siedetage eingetheilt. Dieses kann jetzt auch nicht mehr Statt haben, da das Sieden gleichförmig fortgeht. Als die neuen Siedehäuser erbauet waren, und man also weder Haspeler noch Soolträger brauchte, wurden sämmtliche Bornknechte, die eine eigne Kunst ausmachten, auf Pension gesetzt, wobei sie sich gut standen, denn sie erhielten ihr Gerente fort, ohne etwas dafür thun zu dürfen. Jetzt sind sie bis auf wenige ausgestorben. Die Bornknechte waren nicht wie die Halloren wendischer Abkunft, sondern es wurden von Alters her Deutsche dazu gebraucht. Wer dergleichen Arbeit erlangen wollte, meldete sich im Thal, und arbeitete so lange für andere als Knecht gegen geringen Lohn, bis er endlich als wirklicher Bornknecht einrückte. Wenn ein solcher Knecht krank wurde, oder sonst verhindert wurde, seine Arbeit zu machen, so schob er einen sogenannten Zippelläufer für sich ein, den er aber aus seinem Beutel bezahlen mußte. Diese Zippelläufer waren zwar als im Thal Arbeitende aufgezeichnet, hatten aber noch keine feste Arbeit, sondern mußten sehen, wo sich etwas für sie fand. Es waren gewissermaßen die angehenden Candidaten des Bornknecht-

amtes. Die Borknechte hatten auch ihre eigenen Leichentücher, und trugen ihre Todten selbst zum Goitesacker. In einer deshalb von ihnen abgefaßten Leichenordnung heißt es: Jeder Träger soll einen schwarzen Hut auf haben, bei Strafe von zwei Groschen.

Ueber die Art, wie man in alter Zeit die Soole aus den Brunnen gefördert.

In sehr frühen Zeiten hat man sich wahrscheinlich nur eines ganz einfachen Haspels bedient, um die Soole durch Hülfe eines Eimers emporzuziehen, späterhin legte man etwas zusammengesetztere Maschinen an, deren man sich Jahrhunderte lang bediente, ohne an irgend eine Verbesserung zu denken, weil man sie immer für möglichst vollkommen hielt.

Am deutschen Brunnen bestand diese Vorrichtung aus zwei horizontalen hölzernen Wellen, die in ziemlicher Höhe quer über dem Brunnen liefen. Diese Wellen dreheten sich zwischen starken Pfosten und hatten in ihrer Mitte dicke Trommeln, um deren jede ein Seil mehrfach umgeschlungen war, welches an jedem Ende einen großen schweren Eimer trug, so daß bei Drehung der Welle immer ein Eimer niedergehen, der andere emporkommen mußte. Um diese Wellen in Thätigkeit zu setzen, war an jeder ein großes Stirnrad angebracht, in welches unten ein kleiner Drilling eingriff, der an jeder Seite starke und lange eiserne Kurbeln hatte. Wenn der Brunnen gezogen werden sollte, faßten an jede dieser Kurbeln zwei Menschen, welche so lange nach einer Richtung dreheten, bis der eine Eimer voll herauf kam und der andere sich in den Brunnen gesenkt hatte. Diese Arbeiter waren die erst gedachten Haspeler und da immer acht zugleich dreheten, so mußten ihrer schon sechzehn seyn, damit sie sich ablösen konnten. Wenn ein voller Eimer herauf kam, so ergriß ihn der Stürzer, und goß ihn in einen neben dem

Brunnen befindlichen geräumigen Trog, worauf die Haspeler sogleich in anderer Richtung dreheten, um den zweiten Eimer heraufzubringen. Wenn der Brunnen noch voll war, kam natürlich der Eimer schneller herauf, als wenn man ihn bald ausgeschöpft hatte; um daher das Seil nach der Tiefe einzurichten, schlug man es anfangs mehrmals um die Trommel, als es eigentlich erforderlich war und ließ eine Bindung nach, wenn der Wasserspiegel tiefer sank. Aus dem vorhin gedachten Trog ließ der Zäpfer durch Ausziehung eines Zapfens die Soole in die Sober laufen, welche dann die Träger, immer zwei Träger einen Sober, auf einer langen Stange forttrugen.

Am Gütjahrbrunnen hatte man nur eine Welle mit einer Trommel, um welche das Seil ging; zur Bewegung derselben war aber ein Tretrad von zwölf Ellen weniger vier Zoll Höhe angebracht, in welchem zwei Menschen bald nach einer, bald nach der andern Seite gingen, je nachdem der eine oder der andere Eimer heraufzuziehen war. Dieses waren die vorgedachten Radtreter, deren Zahl aus zwölf bestand, weil sie das Stürzeramt mit verrichteten. Die übrige Einrichtung war wie bei dem deutschen Brunnen.

Am Meterisbrunnen so wie am Hackeborn waren auch Treträder, am ersten eines von elf Ellen Höhe, am andern eines von zehn Ellen. Bei beiden Brunnen mußten die Radtreter auch das Stürzen oder Ausgießen des heraufkommenden Sooleimers besorgen. Am Hackeborn war nicht ein Mal ein Zäpfer, sondern es mußten die Träger die Soole selbst aus dem Trog in den Sober laufen lassen.

Erst gegen das Jahr 1731 kam man darauf, beim Deutschen wie beim Gütjahrbrunnen Kockünste anzubringen, welches folgenden Grund hatte. Es ist schon gesagt worden, daß die königl. Regierung, um ihre Soole außerhalb der Stadt versiedeu zu können, eine doppelte Köh-

renstrecke dahin leitete, um aber genug Druckhöhe zu erhalten, die Soole vorher durch ein Büschelwerk emportreiben ließ. Dabei mußte man die Soole erst aus den Brunnen herauswinden, sie sich dann von den Trägern zutragen lassen, sie in großen Fässern sammeln und aus diesen in die Höhe heben, um sie wieder in Fässer zu sammeln, aus welchen sie endlich zur königl. Coctur laufen konnte. Da schien es denn doch viel vernünftiger, die Soole gleich aus dem Brunnen so hoch wie nöthig zu heben, besonders da der Pfännerschaft hieraus kein Nachtheil erwachsen konnte, da sie vielmehr Haspeler und Radtreter ersparte, und ihre Soole eben so leicht aus einem höhern Bottich zapfen konnte, als aus einem niedrigen Trog. Es wurden daher am Deutschen- wie am Gutjahrbrunnen die alten Vorrichtungen abgeschafft und dafür Büschelwerke (auf welche man damals viel zu halten schien) angeschafft, die von Pferden getrieben wurden. Ein altes Salzkoth, zum Hammer genannt, mußte dazu dienen, auf seinem Boden zwei Bottiche zu tragen, in deren jedem sechzig Zober gingen. In diese wurde die Soole getrieben und nachdem sie durch die Bottiche gemessen war, weiter gelassen.

Eine Büschelkunst bestehet aus einer Kette ohne Ende, die über zwei Walzen läuft, so man auch wohl Böckchen nennt. Eine dieser Walzen befindet sich im Grunde des Brunnens, die andere so hoch über demselben, als Wasser oder Soole gehoben werden soll; wenn nun das obere Böckchen, welches auf einer langen Welle steckt, durch irgend eine Kraft in Bewegung gesetzt wird, so dreht sich das untere von selbst und muß immer die eine Seite der Kette in den Brunnen niedersteigen, während die andere empor kommt. Die niedersteigende Seite gehet ganz frei, die aufsteigende aber muß durch völlig senkrecht auf einander gestellte Röhren, die von der Stelle, bei welchen die Soole gehoben werden soll, bis fast an die untere Walze reichen. Auf der Kette sind in gleichen Ent-

fernungen, von etwa fünf bis sechs Ellen, aus gesottener Pferdehaaren runde Ballen mit Kunstbände (starke Schnur) fest angebunden und dann mit wohl eingeweichtem Rindleder überzogen, so daß sie eiförmige Kugeln oder eigentlich Sphäroiden bilden, jedes von der Dicke, daß es, ohne zu klemmen, aber doch schließend, durch die erstgedachte Steigröhre gehet. So wie nun beim Aufsteigen der Kette ein solcher Knopf in die Röhre tritt, so schiebt er die über ihm befindliche Soole vor sich her, der zweite thut das Gleiche und so fort, bis endlich die Soole oben zur Röhre heraus in einen Kasten fließt, von wo man sie weiter leitet. Jeder Knopf bringt frische Soole, und so lange diese Knöpfe oder Büschel gut schließen, fördert eine solche Kunst schnell. Um die obere Walze und durch dieselbe die Kette in Bewegung zu setzen, ist in hinlänglicher Entfernung eine senkrechte Welle angebracht, welche unten einen Seitenarm hat, an welchem man Pferde spannen kann. Oben trägt die senkrechte Welle ein Kammrads, welches in einen Drilling greift, der sich auf der langen Welle des obern Bockchens befindet. So wie daher die Pferde in die Runde gehen, so muß das Kammrads auch umgehen und wird durch den Drilling die Kette in Bewegung setzen.

Am deutschen Brunnen ging es mit dieser neuen Kunst gut, am Gutjahr aber wollte es damit nicht Bestand haben, weil der Platz, in welchem die Pferde umhergehen sollten, viel zu klein war und wegen angrenzender Kothe auch nicht vergrößert werden konnte. Die Pferde wurden bald todt- oder wenigstens so abgetrieben, daß sie nicht mehr Dienste leisten konnten. Daher willigte dann, auf vielfachem Bericht, endlich das Ministerium darin, daß diese neue Kunst im Jahr 1733 vom Gutjahrbrunnen fortgenommen und wieder nach früherer Art ein Tretrad angebracht werden durfte. — Wenn Jemand, als im Jahr 1731 diese Büschelkunst am Gutjahrbrunnen errichtet wur-

de, zu den damaligen Pfännern gesagt hätte: genau über hundert Jahre wird man auf diesen Fleck eine Dampfmaschine stellen, die nicht allein so viel leistet, als beide jetzt eingerichtete Pferdekünste, sondern auch alle Borknechte überflüssig machen wird; was möchten sie wohl geantwortet haben?

Daß man am Gutjahr wieder ein Tretrad einrichtete, war kein Rückschritt; denn ein solches Büschelwerk, welches man wegen der runden Knöpfe auch wohl Vaterosterwerk nennt, ist eine höchst erbärmliche Maschine, weil sie ewigen Reparaturen unterworfen ist. Bald reißt die Kette, bald hat sie sich gedehnt, bald ist das Leder der Rügeln abgerieben. Bald sind sie zu dicke und gehen zu schwer in der Röhre. Kaum ist die Kunst wieder im Gange, so fehlt es schon an einer andern Stelle. Auch ist sie für die Pferde höchst ermüdend, weil der Gang nicht immer gleichförmig, sondern oft ruckweise ist. Es wurden für die Kunst am deutschen Brunnen neun Pferde gehalten, von denen immer drei, vier Stunden lang arbeiteten und dann acht Stunden Ruhe hatten. Da man auf die neun Pferde auch drei Knechte halten mußte, so ist die Ausgabe bloß für den Betrieb dieser Kunst immer bedeutend gewesen. Der König gab zur Erhaltung dieser Kunst der Pfännerschaft einen jährlichen Beitrag von fünf und neunzig Thaler zwölf Groschen. Es muß damals durchaus ein Baurath im Ministerio gewesen seyn, der für diese Krüppelmaschinen höchst eingenommen war, denn nicht nur zu Halle wurden sie eingeführt, sondern auch zu Elmen, Schönebeck und Frankenhausen wurden dergleichen aufgestellt, die man nachher alle wieder wegwerfen mußte.

In Halle hat man trotz aller Wandelbarkeit diese Kunst doch über sechzig Jahr am deutschen Brunnen behalten. Erst als man schon auf Erbauung zweckmäßiger Siedehäuser dachte, fühlte man auch, daß eine bessere



Soolenhebmachine ein wesentliches Erforderniß sey. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde sie endlich wirklich erbauet. Sie bestand in einer Pumpenkunst mit zwei Sägen. Eine Pumpe hob die Soole aus dem Brunnen, die andere schaffte sie bis in den Sammlungsbottich. Das Gebäude, worauf diese Bottiche standen, wurde auch neu gebauet und zwar so, daß es sich über dem deutschen Brunnen befand und auch noch den Meterik mit einschloß. Um diese ziemlich weiten Pumpen in Thätigkeit zu setzen, behielt man die Pferdewelle bei, gab ihr aber eine andere Vorrichtung. An der sehr starken senkrechten Welle wurden nämlich oben und unten Krummzapfen angebracht, welche beide mit Gestängen verbunden waren, die wieder jedes in ein halbes Kreuz griffen. An das obere dieser Kunstkreuze war die Kolbenstange der höhern Pumpe, an das untere die der niedern gehängt. So wie also der Hauptwellbaum ein Mal umgedrehet war, so hatte auch jede Pumpe einen Hub gethan. Der untere Kurbelzapfen war so tief versenkt, daß sein Gestänge unter der Bahn, auf welcher sich die Pferde bewegten, fortging. Zum Betrieb dieser Kunst waren nur sechs Pferde erforderlich, von denen immer zwei zugleich arbeiteten, während die andern ruheten.

Diese Kunst war wirklich gut eingerichtet, und ob schon sie nur langsam hob, so hat sie bei ununterbrochenem Betriebe doch immer hinlängliche Soole gefördert. Zwar litten die eisernen Pumpenröhren sehr von der Soole doch das war unvermeidlich. Besonders wurden die eisernen Kolbenröhren angegriffen, die man auch späterhin mit metallenen vertauscht hat.

Diese Kunst ist über dreißig Jahre in Gebrauch gewesen, und wäre vielleicht noch lange beibehalten worden, wenn nicht der deutsche Brunnen aufgehört hätte, so reichliche Soole zu geben als sonst, denn seit diese Kunst im Gange war, hat man sich allein des deutschen Brunnens



bedient. Man setzte, als dieser Mangel eintrat, den Gutzjahrbrunnen in Thätigkeit, an welchem man eine Tretpumpe anlegte, die die Soole gleich so hoch trieb, als es erforderlich war. Um diese Pumpe Tag und Nacht in Thätigkeit zu erhalten, waren aber sechs und dreißig starke Männer erforderlich, von denen immer zwölf zu gleicher Zeit arbeiteten. Da diese Leute ein starkes Tagelohn erhielten, so verursachte dieses eine bedeutende Ausgabe, und man überlegte, daß eine Dampfmaschine, bei der auch noch die bisherige Kofkunst eingehen könne, billiger seyn müsse. Dieses war also der Grund, warum im J. 1831 die kleine Dampfmaschine am Gutzjahrbrunnen aufgestellt wurde.

Die Pferde der Kofkunst sind seitdem verkauft, doch ist die Kofbahn und wahrscheinlich auch das Kunstzeug noch im Stande, so daß man im Nothfall doch noch davon Gebrauch machen könnte, was aber freilich aus dem angegebenen Grunde nicht viel helfen würde.

Noch gab es ehemals in der Halle einige Wasserhebe-
maschinen, die einen ganz besondern Zweck hatten. Es ist schon gesagt worden, daß man, um das unreine Wasser und die etwa übersießende Soole abzuleiten, Kanäle und Stollen angelegt hatte. Diese nannte man Spulen, und hatte deren zusammen sieben. Da nun der Platz des Salzwerts, das heißt die Halle, der tiefste Theil der Stadt ist, so kann es nicht fehlen, daß bei eintretenden Regengüssen dort so viel Wasser zusammenläuft, daß diese Spulen es kaum zu fassen vermögen. Ferner ist die Höhe des Saalstroms sehr veränderlich und im Frühjahr oder nach anhaltenden Gewittern wächst bisweilen sein Wasser außerordentlich. In solchen Fällen mußten die Ausgänge der Spulen sogleich zugeseht, und mit Thon verschlagen werden, damit das Wasser nicht von dorthin eindringe; allein theils war das Zubämmen nicht immer ausreichend, theils kam auch von allen Seiten so viel Wasser zugestossen, wel-

ches jetzt keinen Abzug fand, daß die Spulen dennoch übertraten, und in Rothe und Brunnen zu dringen droheten. Für diesen Nothfall hatte man vier Spulenhäuser erbauet, in welchen sich große Ziehwellen mit Eimern befanden, durch welche man das Wasser, ganz auf die Art, wie im deutschen Brunnen die Soole, emporhaspelte, es in Tröge stürzte, und aus diesen in Rinne über die Stadtmauer leitete. Es waren dieses höchst unbehülfliche Maschinen, die viel Kraftaufwand erforderten, und doch kaum so viel leisteten als eine oder zwei gute Pumpen, dennoch behielt man sie immer bei, indem es nie an Besetzung derselben gebrach, da in solchen Nothfällen sämtliche Thalarbeiter zu diesen Dienstleistungen verpflichtet waren.

Jetzt sind dergleichen Anstalten völlig überflüssig, weil man den Platz so weit erhöht hat, daß auch beim höchsten Wasserstande dennoch die Brunnen und Siedehäuser nicht davon leiden. Die Abzugskanäle sind zwar der Zahl nach vermindert, die gebliebenen aber gehörig erweitert und ausgemauert worden, so daß sie alles zudringende Wasser aufnehmen können. Daher sind denn auch all die alten Spulenhäuser nach und nach abgebrochen, und das letzte noch erst vor wenig Jahren niedergerissen worden. Dem äußern Ansehen nach waren diese Spulenhäuser wahrlich keine Zierde des Platzes, denn sie waren so verträuchert, und hatten so ungefällige Formen, daß ihr Anblick das Auge beleidigte.

Aus der Halle gingen auch zwei Pforten zur Saale, die nicht etwa zu Brücken führten, sondern nur zum Wasserschöpfen dienten. Diese mußten bei hohem Wasserstande sehr sorgfältig zugemacht und von hinten völlig verschüttet werden, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Während dieser Arbeit mußte man oft viele Pumpen anbringen, um nur das einstweilen eindringende Wasser noch abzuhalten, und sich einen freien Arbeitsraum zu

verschaffen. Eine dieser Sorten ist jetzt als völlig überflüssig eingegangen, und die andere braucht nicht ferner verschüttet zu werden, da die Umgegend hinlänglich erhöht ist, man also das Hineintreten des Wassers ruhig mit ansehen kann.

Von einigen alten, sonst im Thale üblichen
Gebräuchen.

Da man in frühern Zeiten alles Umständliche und Feierliche sehr liebte, und gern recht viel Worte machte, wo man mit wenigen eben so weit gekommen wäre, so war auch die Ernennung und Einführung eines neuen Salzgräfen mit mancherlei Ceremonien verbunden. Hatte der Magistrat zu Halle jemand aus der Pfännerschaft zu diesem erledigten Amte vorgeschlagen, so bestimmte der Erzbischof einen Tag, an welchem die Bestätigung erfolgen sollte. An diesem Tage erschien der neue Salzgräfe zuerst vor dem erzbischöflichen Kanzler, der ihm erklärte, daß er zu dem Amte ernannt sei, und darauf die Abgeordneten des Magistrats rufen ließ, in deren Gegenwart die eigentliche Verpflichtung und Eidesleistung vorgenommen. War dieses geschehen, so begab man sich vom Rathhause unter Vertretung von Hofjunkern und Kanzleibeamten hinunter vor das Thalhaus, wo die Oberbornmeister und anderen Thalbeamten ihrer warteten. Diesen stellte der Kanzler in einer kurzen Rede den neuen Salzgräfen vor, und ermahnte sie zum schuldigen Gehorsam, worauf der regierende Oberbornmeister, antwortend, die landesfürstliche Vorsorge rühmte, und im Namen aller dem neuen Salzgräfen Ehre und Respekt zu erweisen versprach. Hierauf begab sich das ganze Personal in langsamem Zuge zum deutschen Brunnen, wo sämtliche Bornknechte und übrige Hallbursche versammelt waren. Diesen stellte der Kanzler den neuen Salzgräfen ebenfalls vor, und ermahnte sie zum Gehorsam, und vorzüglich zu einem christlichen Wan-

del, damit Gott zur Salznahrung Glück und Segen geben möge. Jetzt trat der Kanzler nahe zum Brunnen, und gab dem neuen Salzgräfen das Brunnenseil in die Hand, mit dem Bemerken, daß ihm hiermit die Aufsicht über sämtliche Brunnen übertragen sei. Hiermit war die Feierlichkeit noch nicht beendigt, sondern der neue Salzgräfe wurde noch erst in den Gerichtssaal des Thalhauses geführt, wo ihn der Kanzler den Richtereid schwören ließ, und dann in folgenden Worten mit dem Gerichtsbann belehnte: „Ich weise euch Kraft meines Befehls hiermit ins Gericht von Gottes wegen, und inmaßen vormals die Kurfürsten von Sachsen den Bann zu befehlen pflegten, also befehle ich euch von wegen unsers gnädigen Herrn denselben, Recht zu stärken, und Unrecht zu kränken, als euch euer Sinn und Wiß und der geleistete Eid anweisen, und sollet das nicht lassen weder durch Liebe, noch durch Leid, noch durch keinerlei Sachen, bei dem strengen Gericht des jüngsten Tages, und erlaube euch nun von wegen unsers gnädigsten Herrn den Bann zu üben, und zu gebrauchen, als gewöhnlich und recht.“

Hiernach wurde nur noch der Salzgräfe daran erinnert, daß er binnen vier Wochen seine Bestallung bei der Kanzlei des Landesherrn auszulösen habe, und die Cere-
monie war geschlossen.

Diese Beleihung mit dem Gerichtsbann stand von Alters den Kurfürsten von Sachsen, als Burggrafen von Magdeburg, zu, durch einen Vertrag vom Jahre 1579 ging dieses Recht aber an die Erzbischöfe von Magdeburg über.

Als Kosten bei der Einführung eines neuen Salzgräfen durften hundert Thaler in Rechnung gestellt werden.

Um alles ja recht in Dunkel gehüllt zu haben, rechnete die Pfännerschaft auch nicht nach landüblichem Gelde, sondern nach sogenannter Mittelmünze, die vielleicht nie oder doch wohl nur in ganz alter Zeit gangbare Münze war.



war. Drei Mittelpfennige machten einen Mittelgroschen, und sechzig solcher Groschen hießen ein Mittelschock. Da drei und ein halber Mittelgroschen so viel als ein guter Groschen sind, so ist also ein Mittelschock gleich siebzehn Groschen und vier Fünstel Pfennig. Sieben Mittelschock sind gleich sechs alte Schock, und machen genau fünf Thaler. Vierzehn Mittelschock, oder zwölf alte, sind also zehn Thaler, folglich hundert vierzig Mittelschock so viel als hundert Thaler. Ein Mittelpfennig wurde noch wieder in zwei Heller getheilt, und machten sieben Mittelheller vier gute Pfennige.

Im Jahre 1546 den 2. September ist die erste sogenannte Fürstenmünze zu Halle eingeführt und sind die alten Münzen abgeschafft worden, worauf man gute neue Münzen, wie im Kurfürstenthum Sachsen, ausgegeben, so daß ein Thaler vier und zwanzig Groschen hatte. Wenn früher eine Summe in alten Schocken angegeben wurde, so wird sich der Werth derselben hiernach bestimmen lassen.

In diese also in aller Art verwickelte Pfännerrechnung sich gehörig zu finden, und wirkliche Massen und Werthe von den eingebildeten gehörig zu unterscheiden, war freilich keine Kleinigkeit. Daher kam es, daß man das Amt eines Bornschreibers, der diese Rechnungen führen muß, als höchst wichtig und schwer ansah, und es oft immer von Vater auf Sohn übergehen ließ, weil man glaubte, daß sich die nöthigen Kenntnisse auf diese Art am besten von einem auf den andern übertragen würden. So findet sich, daß von 1530 bis 1642 immer ein Hujuff Bornschreiber gewesen, Vater, Sohn, Enkel und Urenkel. Von 1643 bis 1709 haben Pöpping, Vater und Sohn, dieses Amt verwaltet. Seit der Zeit wurde der Titel dieses Postens in den eines Thalsecretärs verändert, obschon die Arbeit dieselbe blieb, ja nachdem die Kothe sammt den kleinen Pfannen verschwunden sind, muß sie fast noch verwickelter geworden seyn; besonders da, so viel ich weiß,

die Rechnung nach Mittelpfennigen und Hellern auch noch beibehalten wird.

Da die unter den Salzgräfen in der Halle bestehenden Gerichte die Thalgerichte hießen, so nannte man die andern städtischen Gerichte, wozu auch der Schöppenstuhl gehörte, der zu seiner Versammlung ein eignes Schöppenhäus hatte, die Berggerichte, obwohl die Stadt Halle auf keinem Berge liegt, sondern nur etwas höher als das sogenannte Thal. Um alle Streitigkeiten zwischen diesen beiderseitigen Gerichten zu vermeiden, waren die Grenzen, wie weit sich die Gerechtsame des Thals erstreckt, sehr genau bestimmt, und mit kleinen Grenzsteinen bezeichnet. Diese Bezeichnung bestand schon von uralter Zeit, Erzbischof Ernst aber, der sämtliche Angelegenheiten des Thals möglichst aufs Reine zu bringen suchte, ließ sie erneuen, und verordnete auch, daß von zehn zu zehn Jahren eine Grenzbesichtigung Statt haben solle.

Solche Grenzbeziehung war höchst umständlich. Nachdem der Landesherr einen Tag dazu bestimmt hatte, machte der Salzgräfe und die Oberbornmeister solchen durch öffentlichen Anschlag bekannt, auch ließ der Salzgräfe sämtlichen Unterbeamten, nebst einigen alten Bornknechten und Salzwirkern, wie auch einigen jungen Leuten aus ihrer Mitte durch den Thalvogt ansagen, sich gebührend einzustellen. Erschien der Tag, so fanden sich der Hauptmann von Siebichenstein nebst dortigem Amtmann und Amtschreiber, der fürstliche Kanzler, einige Rätthe und Hofbeamten nebst vielen Schreibern und Kanzellisten Vormittags auf dem Thalhause ein. Ferner erschienen die sechs halleschen Rathsmeystere mit Syndicus, Worthalteren, Kämmerer und Rathschreiber, der Schultheiß (Stadtrichter) mit den Schöppen, und fanden gewöhnlich den Salzgräfen und die Thalbeamten schon ihrer wartend.

War das ganze Personal versammelt, so begab man sich vom Thalhause herab, und fing an links die Grenze

zu begeben, bis man endlich rechts wieder herum zum Thal-
haufe kam. Auf dieser Tour thaten die Herren weiter
nichts, als daß sie sich möglichst zu unterhalten suchten,
und bei jedem Grenzsteinchen bedeutend die Köpfe drehe-
ten. War ein Stein abgestoßen, unkenntlich, oder schien
er etwas verrückt, so wurde einstimmig beschlossen, ihn
wieder herstellen und in vorigen Stand bringen zu lassen,
welches aber nachher ganz in der Stille und in Gegen-
wart weniger Personen geschah.

Die Thalgrenze ist von geringer Ausdehnung, in ei-
ner Viertelstunde kann man sie ohne Anstrengung bege-
hen, sie hat aber das Eigne, daß sie an verschiedenen Stel-
len Wohnhäuser durchschneidet, in deren Höfen man die
Grenzscheide bezeichnet findet. So geht sie durch das eine
der zur Marktkirche gehörenden Predigerhäuser, obschon
sonst der ganze Kirchhof innerhalb der Stadtgrenze liegt.
Bisweilen geht die Thalgrenze auch genau zwischen zwei
Häusern hindurch, und stoßen diese dann dicht an einan-
der, so muß man einen kleinen Umweg machen, um ihren
weitem Fortgang zu finden. All diese Umstände nebst dem
Aufenthalt bei jedem Grenzsteine in Anschlag gebracht, kann
die ganze Grenzbeziehung doch nicht viel über eine Stunde
gedauert haben. Das beste bei der ganzen Sache wird
wohl das auf die Beschwerde folgende Mittagsmahl gewe-
seyn seyn. Es wird davon in den alten Nachrichten zwar
nichts gesagt, allein es läßt sich ein solches fast mit Ge-
wißheit voraussetzen, denn wie sollte man sonst einen so
wichtigen Akt haben würdig genug beschließen können. Und
lief es nicht auf so etwas hinaus, so müßte man ja bald
eingesehen haben, daß zur ganzen Besichtigung nicht mehr
Personen erforderlich waren, als ein Abgeordneter des Ma-
gistrats, der Borschreiber und des Thals Zimmermann.
Wenn dann nach deren Befund ein neuer Grenzstein zu
legen war, dann war es Zeit, daß dieses im Weisern ei-
niger höherer Beamten geschah.



Eine andere Festlichkeit, die auch nur selten vorkam, war die Bornfahrt, bei welcher man die leergemachten Brunnen von Innen besichtigte, ob auch irgend etwas an der Zimmerung wandelbar geworden. Zwar muß der Thalzimmermann hierüber schon wachen, und sich deshalb, wenn die Brunnen ziemlich leer sind, in einem Eimer hinunter lassen, auch was an Bohlen wandelbar wäre, sofort repariren, oder wenn der Schaden größer ist, selbigen anzeigen; allein die hohen Beamten wollen sich doch auch von dem Zustande der Brunnen überzeugen, und deshalb ist gewöhnlich alle zehn Jahr, selten in längeren Zwischenräumen, eine Bornfahrt gehalten worden, wozu man sonst den Landesherrn und den Stadtmagistrat einludete. Es wurde dazu ein viereckiger hölzerner Kasten gebraucht, der an vier Stricken hing, die sich nachher durch Hülfe von zwei Hölzern mit einem starken Seil vereinigten. Diesen Kasten besteckte man mit mehreren Lichtern, es stiegen einige Personen (deren höchstens drei seyn durften) hinein, und nun ließ man ihn mit Hülfe einer Winde hinab, bis er den Boden des leergemachten Brunnens erreichte.

Sollte der Landesherr bei einer solchen Fahrt zugegen seyn, so mußte man es ihm natürlich überlassen, den Tag dazu festzusetzen. Eine kurze Beschreibung der Bornfahrt, die im Jahr 1662 am 5. September in Gegenwart des Landesherrn gehalten wurde, wird den ganzen Vorgang deutlich machen.

Den 18. August fing man an, wie gewöhnlich Soole zum Versieden aus den vier Brunnen zu ziehen, und setzte das bis zum 28. fort. Darauf wurde noch fortwährend gezogen, um die schon ziemlich leeren Brunnen bis auf den Grund zu erschöpfen. Die mehrste Soole schüttete man fort, doch wurde den Pfännern die es verlangten, auch welche käuflich abgelassen. Um die Arbeiter zum Fleiß anzuhalten, gingen der Salzgräbe und die Oberbornmeister des Tages ab und zu, und Nachts hatte ein

Unterbornmeister die Aufsicht. Wahrscheinlich haben die Arbeiter sich aber doch ziemliche Zeit genommen, denn sie wurden erst genau am 5. September mit dem Ausschöpfen fertig.

Am 5. Vormittags um neun Uhr begab sich der Salzgräfe mit den Oberbornmeistern zur Residenz*), um dem damaligen Landesherren, dem Administrator des Erzstifts, Herzog August von Sachsen, die Aufwartung zu machen, und ihn zur Abholung einzuladen. Es folgte ihnen darauf nicht nur der Administrator, sondern auch dessen Gemahlin, drei fürstliche Prinzen und eine Prinzessin, nebst dem eben zum Besuch anwesenden Herzog Georg von Mecklenburg und dessen Schwester Prinzessin Agnes, sammt bedeutender Dienerschaft, ins Thal zum deutschen Brunnen. Hier waren die Rathsmeister, der Superintendent und mehrere andere zu ihrem Empfange bereit.

Die hohen Personen sahen sich den Brunnen an, und auf Anordnung des Administrators mußte dann der Salzgräfe mit einem der fürstlichen Kammerherrn in den Kasten steigen, und eine Bornfahrt machen. Als sie wieder heraufkamen, und von des Brunnens Beschaffenheit unterthänigsten Bericht erstatteten, war der Administrator damit höchst zufrieden, und ließ noch zwei Mal andere aus seinem Gefolge hinunterfahren, worauf sich die fürstlichen Personen mit dem ganzen Gefolge zum Gutjahrbrunnen begaben. Auch hier wurden einige Personen herabgelassen, und mußten von dem, was sie in des Bornes tiefem Schacht Merkwürdiges wahrgenommen, Bericht erstatten. Zwar war das nicht viel, stellte aber doch den Landesherren völlig zufrieden, welcher auch, da er hörte, daß der Salzgräfe schon mit dem Zimmermann im Meteritz und Hackeborn gewesen, und die Zimmerung gut befunden habe, eine weitere Untersuchung dieser beiden Brunnen für überflüssig hielt.

*) Ein Gebäude, welches die Landesfürsten seit Zerstörung der Merzhurg bewohnten.

Als hiermit die Bornafahrt beendet war, wurden die fürstlichen Personen, deren Minister und der Stadtmagistrat aufs Thalhaus geführt, woselbst ein prächtiges Mittagsmahl veranstaltet war.

An den folgenden Tagen wurden die Brunnen noch immer leer gehalten, denn der Zimmerman und seine Gehülften mußten sie an den Quellen reinigen, fanden auch vieles an der Zimmerung auszubessern, was die anderen Herren, wahrscheinlich der vielen Lichter wegen, nicht bemerkt hatten. Sobald die Arbeiter auf einige Zeit den Brunnen verließen, wurde gleich wieder ausgeschöpft, damit die zubringende Soole nicht an der Arbeit hindere. Am zwölften September war endlich der Bau am deutschen und am dreizehnten auch der am Gutjahrbrunnen vollendet.

Bei der eben beschriebenen Bornafahrt scheint man einen sonst üblichen Gebrauch ausgelassen zu haben, daß nämlich der Pastor der Marktkirche mit Küster und einigen Chorknaben zugegen ist, welche vorher Gebete sprechen und ein Lied singen. Nach der Bornafahrt wurde dann vom Pastor ein Dankgebet vorgelesen, und nachher das Herr Gott dich loben wir gesungen.

Bei einer Bornafahrt, die 1731 gehalten wurde, waren nur Abgeordnete der magdeburgischen Regierung zugegen, und man findet doch, daß sie hundert und neun und vierzig Thaler gekostet, woraus abzunehmen ist, welche Ausgabe unter andern Umständen solche Fahrt bisweilen verursacht haben mag.

Noch muß des Friedenwirkens gedacht werden, welches auch ein merkwürdiger Gebrauch war. Es geschah dieses am Tage vor dem Weihnachtsfeste, und kam dazu der Hauptmann von Siebichenstein nach dem Rathhause, von wo ihn der Magistrat zum Thalhause begleitete. Hier trat der Hauptmann in die Schöppenbank, und nahm den Thalschöppen und dem Thalvogt den gewöhnlichen Eid ab.



Darnach begab sich das gesammte Personal weiter zum deutschen Brunnen, wo der Hauptmann und der Salzgräfe an ein Fenster traten, und ersterer die außen versammelten Thalleute an den im vorigen Jahre gewirkten Frieden erinnerte, und sie aufforderte anzufagen, ob von jemand dagegen gehandelt, ob irgend ein Unterschleif begangen, ob fremde, nicht verpflichtete Leute im Thal gearbeitet, ob jemand in Feuers- oder Wassersnoth nicht seine Schuldigkeit gethan. — Nach jeder Frage hielt der Hauptmann inne, es wurde aber entweder gar nicht geantwortet, oder, daß keinem dergleichen bewußt. Hierauf nahm der Salzgräfe das Wort, dankte Gott, daß er in diesem Jahre ziemliches Auskommen bei der Salznahrung vertriehen, sonderlich die Salzbrunnen vor Schaden und Unfall bewahret, und bat fürs nächste Jahr um Abwendung von Krieg, Pestilenz, Theuerung, wie auch Feuers- und Wassersnoth und Erhaltung der Salzbrunnen bis ganz an Ende der Welt, welche Bitte gewiß besser erhört werde, wenn im Thal aller Unfug und ärgerliches Leben nachbleibe, weshalb er denn einen Frieden über die vier Salzbrunnen wirken wolle. Vorher fragte er noch, ob im verlaufenen Jahre Fluchen, Schelten, Schlägerci und dergleichen gottloses Wesen im Thale vorgefallen, und nicht bestraft worden; oder ob jemand geklaget, und ihm nicht zu Recht geholfen worden. Die Antwort lautete wieder verneinend, und der Salzgräfe wirkte den Frieden also: Hiermit will ich von Gottes, meiner hohen Landesobrigkeit, eines ehrenfesten Raths und Thalgerichts wegen, allen und jeden, so über den vier Salzbrunnen und im Thale arbeiten, einen Frieden dergestalt gewirkt haben, daß niemand bei Leib-, und nach Befinden, bei Lebensstrafe ins Künftige fluchen, schwören, gotteslästern, schelten, raufen, schlagen, stechen und ander gottloses Wesen über den Brunnen und im Thale treiben, vielmehr ein jeder sich eines gottseligen und stillen Wandels befließen,

auch in Frieden und Einigkeit seine Arbeit verrichten solle. Die Folgsamen haben sich Gottes Gnade und der Obrigkeit Huld, die Uebertreter ernster Strafe zu versehen, deshalb sich jeder vor Schimpf und Schaden zu hüten hat.

Hiermit war der Friede gewirkt, und sämtliche Herren gingen aus einander, denn hierbei war kein Mittagmahl gebräuchlich.

Ob schon nun jährlich ein Friede gewirkt wurde, ob schon die Arbeiter auf die Fragen wegen Unordnung immer mit nein antworteten, so scheint es doch nicht sehr friedlich im Thale hergegangen zu seyn, denn eine Thalsordnung des Herzogs August vom Jahre 1655 spricht von vorgehenden verbotenen Ränken und Partirerei, auch von ungeziemenden Verquafen, und in den 1666 erschienenen Artikeln zum Bottgedinge heißt es, die Wirker sollten den Sabbath nicht mit Fluchen, Schwören, Wollsaufen und dergleichen entheiligen. Es wird darin auch ernstlich alles Spiel in den Kothen untersagt, als Kartenspiel, Würfeln, Brettspiel, Postkugeln, Pföcken, Schnellkälchen, Schießen und dergleichen. Endlich wird wegen Stechens, Schneidens oder sonst gefährlicher Verletzung mit harter Strafe gedrohet. Von den Borknechten wird in denselben Artikeln gesagt: weil über die im Thale in Schwung gehenden groben Laster und Sünden eine Zeit lang sehr geklagt worden, als sollten die Borknechte ermahnt seyn, sich der Entheiligung des Sabbaths durch Tragung unverföhllichen Hasses gegen einander, Versäumung der Predigt, Fressen, Saufen, Fluchen, Schwören, Bermaledeuung des Nächsten zu enthalten, damit Gottes gerechter Zorn von Stadt und Land abgewendet werde.

Es muß also doch wirklich etwas bunt hergegangen seyn, weil man sonst nicht auf solche Rügen gekommen, und mit solchen Strafen gedrohet hätte. Besonders scheinen die Borknechte es den Neulingen in der Arbeit sehr schwer gemacht zu haben, denn in einer Verordnung wird

darüber geklagt, daß sich fast keine neuen Arbeiter mehr anfinden wollten, obgleich jetzt in kurzer Zeit ein Gerente zu erlangen sei, worum vor diesem mancher wohl zwanzig Jahre arbeiten müssen. Wahrscheinlich suchten die Bornknechte von denen die als Zippelläufer eintreten wollten, Geschenke zu erpressen, und die nichts geben wollten oder konnten, wurden dann so lange chicanirt, bis sie wieder fortgingen.

Unter vielen sonderbaren Gebräuchen der Halle findet man auch den, daß nach einer uralten Stiftung am Tage Galli sämtliche Thalbediente und Bornknechte jeder eine Semmel und einen Schafkäse erhielten. Wahrscheinlich war die Semmel damals größer als jetzt die Pfennigsemmel, denn sonst wäre es mit dem Käse gar nicht im Verhältniß gewesen.

Es giebt ein altes Verzeichniß, welches anzeigt, wie viel Wochen und in wie viel Kothen man jedes Jahr von 1500 an in Halle Salz gesotten. Daraus ergiebt sich, daß der höchste Betrieb auf das Jahr 1605 fällt, wo man volle ein und funfzig Wochen in hundert und zwei Kothen gesotten. Die schlechteste Salznahrung war dagegen 1644, wo man nur sieben Wochen und einen Tag in hundert und sechs Kothen gearbeitet. Dieses Jahr fällt aber in die für die hiesigen Gegenden schlimmsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Es müssen in den frühern Zeiten nicht nur die Lebensmittel, sondern auch andere Dinge sehr billig gewesen seyn, denn nicht nur Gehalte sind gegen jetzt alle sehr geringe angesetzt, sondern auch Entschädigungssummen für sonst in Natura zu liefernde Gegenstände sind es ebenfalls. So findet sich noch in einem Salarien-Etat von 1722 dem Thalsogt jährlich für Kleidung ausgesetzt: ein Thaler sechzehn Groschen vier Pfennige.



Von den Galloren.

Diese Nachkommen der alten Wenden besorgen noch immer das Salzsieden, sowohl in den Siedehäusern der Pfännerschaft als auch in der königlichen Coctur vor der Stadt, doch mit den alten Kothen ist auch ihr goldenes Zeitalter verschwunden. Von ihren Stammvätern sind ihnen vielleicht nur einige vorwaltende Gesichtszüge geblieben, Sprache, Sitten, Gebräuche und Tracht gingen durch den langen Aufenthalt unter Deutschen völlig verloren. Dennoch haben sie bei ihrem abgeschlossenen Leben, bei ihrer einseitigen Beschäftigung und bei ihrer Gewohnheit, meistens nur unter sich zu heirathen, sich Eigenthümlichkeiten erhalten, und auch angeeignet, die sie fast wie ein abgesondertes, für sich bestehendes Völkchen erscheinen lassen.

Ihre Tracht ist gewöhnlich um ein Jahrhundert, in manchen Stücken auch wohl um zwei, gegen die jetzt übliche zurück, doch ist sie keinesweges unwandelbar, denn alte Zeichnungen stimmen nicht mehr mit ihrer jetzigen überein. Ihre Sprache ist ein etwas veraltetes, ziemlich verdorbenes Deutsch, ändert sich aber auch mit der fortschreitenden Zeit. Ihre häusliche Lebensart unterscheidet sich wenig von der sonst hier üblichen, allein einige ihrer Gebräuche haben noch so viel Alterthümliches, daß man sich dabei in sehr viel frühere Zeiten zurückversetzt glaubt; diesen Gebräuchen mögen daher hier einige Seiten gewidmet seyn.

Schon in früher Zeit schlossen sich die Galloren durch eine Art Zunftverband enge an einander, und brachten dadurch ihre innern wie ihre äußern Verhältnisse in eine gewisse Regelmäßigkeit, ohne welche sie sich schwerlich durch eine so lange Reihe von Jahren in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten hätten. Diese ihre Innung oder, wie sie es nennen, Bruderschaft, ist mehrmals von den Landesherren bestätigt worden, und hat sich selbst erhalten, als man mit eiliger Hand alle Zünfte und ähnliche Verbindungen auf-

hob. Damit nicht um jeden einzelnen Fall die ganze Bruderschaft versammelt werden dürfe, ist ein Ausschuss von dreißig Personen ernannt, aus welchem auch alle zwei Jahre die vier Vorsteher erwählt werden, welche nachher der Salzgräfe bestätigt.

Wenn ein neuer Landesherr zu Halle die Huldigung in Person einnimmt, zieht die Salzwirkerbruderschaft mit fliegenden Fahnen auf den Markt, und wenn der neue Landesherr dann vor dem Rathhause vom Pferde steigt, kommen die Vorsteher der Bruderschaft, und einer spricht: „Allergnädigster ꝛc. wir erkennen Ew. ꝛc. für unsern Herrn, bitten unterthänigst unsere Privilegien zu erneuen, und zu gestatten, daß wir Dero Leibpferd nehmen, und damit um die Brunnen im Thale ziehen mögen, dadurch anzuzeigen, daß Ew. ꝛc. des Thales Herr sei.“ Ist dieses gnädigst verwilligt, so nehmen sie das Pferd, setzen den ältesten Halloren darauf, und führen den mit dem Pferde um alle vier Brunnen, und darnach wieder vor das Rathhaus, wobei die anderen paarweise mit fliegenden Fahnen, Musik und Trommeln folgen. Auf dem Markte legen sie die Huldigung ab, und erhalten dann ein Geschenk. In neuer Zeit, wo die Kbnige die Huldigung durch Bevollmächtigte einnehmen ließen, ist dem Wagen der Kommissäre gewöhnlich ein Pferd nachgeführt worden, welches der Bruderschaft zu dem Zwecke übergeben und geschenkt wurde.

Dieser Gebrauch, mit dem Pferde umherzuziehen, scheint bei der Huldigung des Erzbischofs Friedrich III. im Jahre 1446 entstanden zu seyn. Dieser hielt den 21. August des gedachten Jahres seinen Einzug in Halle, nahm vor dem Rathhause die Huldigung der Bürgerschaft entgegen, und begab sich dann zur jetzigen Marktkirche, damals die Gertrudenkirche genannt, wo ihm die Pfänner huldigten, und mit Wein und Confect bewirtheten. Von dort ritt er unter Vortretung der Schüter zur Morizkir-

che, und als der Erzbischof vor der Kirche vom Pferde stieg, kamen die Halloren in einem Zuge, und führten das Pferd durch die Halle, und machten nachher den Scherz, daß sie zum Erzbischof sagten, sie hätten es auf dem Bierkeller versetzt, worauf der Erzbischof ihnen vier rheinische Gulden zum Vertrinken schenkte, um sein Pferd wieder auszulösen. Eine alte, zu der Zeit abgefaßte Registratur beschreibt dieses also:

Die Schuler von Sanct Mauricio harreten des Erzbischoff vff dem Markte so lange, das alle Huldigungen gescheen waren, vnd do er vff dem Topfmarcte wieder vffsaß, do giengen sie jm vor, vnd sungen bis in die kirche zu Sanct Mauricio, vnd der Rath volgete jm bis an die Schmerstrassen, vnd nicht furder, vnd giengen widder vff das Rathuß, vnd der Erzbischoff saß vor der kirchen zu Sanct Mauricio abe, do drungen die Hufen vß der Halle mit einem großen Kaufsen, vnd mit eynem Banner, und wahrten des Pferdes, vnd namen das, vnd furten es in die Halle vff die Holzwarth, vnd darnach vor den Bierkeller, vnd vorsetzten es, das losete der Bischoff, und gab yr vier Rheinische gulden zu uortrinken.

In damaliger Zeit haben die Halloren ihre eigenen Fahnen geführt, späterhin aber haben ihnen die Könige von Preußen bei der Huldigung, außer dem Pferde, auch jedes Mal eine neue Fahne geschenkt. Es scheint dieses bei der Huldigung Friedrichs II. aufgekommen zu seyn, wenigstens tragen sie gegenwärtig keine ältere mehr umher.

Als Bonaparte für einige Zeit ein Königreich Westphalen schuf, und seinen Bruder zum Könige desselben ernannte, wurde auch Halle ein Theil dieses neuen Reiches. Als nun die Huldigung nahete, die sehr feierlich seyn sollte, da schickten die Halloren Abgeordnete nach Kassel, und suchten nach altem Brauch um Pferd und Fahne an. Dem



Franzosen kamen diese auffallend gekleideten Menschen lustig vor, und er gewährte ihre Bitte, obgleich sonst alle alten Vorrechte und Freiheiten von ihm aufgehoben wurden. Bei der Huldigung hielt die Bruderschaft mit der neuen Fahne und dem Pferde auch einen stattlichen Aufzug, seit aber Halle wieder an seinen alten Beherrscher zurückgefallen, ist diese Fahne nicht ferner zum Vorschein gekommen.

Wenn hohe fürstliche Personen zu Halle anlangen, und feierlich empfangen werden, so war es von Alters her Brauch, daß ihnen die Salzwirker und anderen Thalarbeiter mit Ober- und Untergewehr, fliegenden Fahnen und klingendem Spiel entgegenzogen, jetzt hat sich das Ganze darauf beschränkt, daß die Salzwirkerbruderschaft in ihren besten Kleidern und zum Theil mit Degen an der Seite mit ihren Fahnen und von Musik begleitet einen Aufzug hält, wobei sie noch einige alte, sehr verrostete, zweihändige Schwerdter vorauftragen. Einige dieser alten Schlachtschwerdter sind sägenartig gezackt, andere wellenförmig gestaltet, noch andere zeichnen sich durch Länge und Schwere aus. Der letzte Aufzug der Art war als S. K. H. die Kronprinzessin von Preußen auf ihrer Reise nach Berlin durch Halle kam. Da erschienen die Halloren also festlich an der auf dem Markte erbaueten Ehrenpforte, und einige Hallorenmädchen überreichten der Prinzessin Blumen und Kränze. Bei solchen feierlichen Aufzügen tragen die Vorsteher ihre dreieckigen Hüte mit Straußfedern belegt. Da die Halloren sämmtlich gute Schwimmer sind, so lassen sie sich bei Einzügen hoher Personen auch wohl in dieser Fertigkeit sehen, indem sie von Brücken oder anderen hohen Gegenständen herab ins Wasser springen. Bisweilen geben sie bei solcher Gelegenheit auch ein Stechen auf dem Wasser, welches man gewöhnlich ein Fischerstechen nennt, weil die Fischer bisweilen dergleichen zu halten pflegen. Bei einem solchen Stechen sind zwei in einem kleinen Kahn,

einer rudert, und einer steht auf dem ganz hintersten Ende des Kahns mit einer langen, vorn mit einem Knopfe versehenen Stange unter dem Arme. Von so bemannten Rähnen fahren mehrere gegen einander, und die in weiße Hemden gekleideten und mit Kränzen geschmückten Stecher versuchen, wenn sie zusammentreffen, einer den andern hinunter ins Wasser zu stoßen, oft fallen auch beide. Um den Stoß nicht so hart zu empfinden, tragen sie hölzerne Schilde vor der Brust, die mit Bändern um den Hals befestigt sind. Das letzte Stechen der Art hielten sie im Sommer 1831, bei Anwesenheit S. K. H. des Kronprinzen.

Eine merkwürdige, von Zeit zu Zeit wiederkehrende Belustigung der Halloren ist ihr Pfingstbier und Pfingsttanz, welche Lustbarkeit sonst wohl jährlich veranstaltet worden, jetzt aber, weil die Unkosten sich zu hoch belaufen, nur alle zwei Jahre in der Pfingstwoche gehalten wird. Dieser Gebrauch ist sehr alt, doch kann man den eigentlichen Ursprung nur sehr zweifelhaft angeben. Das Bier wird ihnen nach einer alten Vergünstigung dazu vom Amte Siebichenstein unentgeltlich geliefert, doch was sonst beim Feste, welches drei Tage dauert, drauf gehet, muß die Bruderschaft bezahlen. Zu diesem Pfingsttanz wählen sie ein geräumiges Privathaus oder einen Gasthof, in dessen Hofe sie eine frisch abgeschlagene, junge Birke eingraben, damit sie unter der Maie tanzen können. Am ersten Tage des Festes ziehen sie, wie bei anderen Gelegenheiten, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel durch die Halle und einen Theil der Stadt, wobei aber zwei sogenannte Maßknechte im Zuge sind, d. h. zwei junge, steif gekleidete Halloren mit grünen Kränzen um den Köpfen. Wenn der Zug im bestimmten Hause angelangt ist, erscheinen auch der Salzgräfe und der Secretär, und ersterer wirkt ihnen im Hofe unter der Maie einen Frieden, daß sie nicht zanken, raufen, schlagen oder andern Unfug üben sollen. Damit dieser Friede nicht gebrochen werde, sind



zwölf Scheidemeister zu Kuffehern bestellet, welche die Ueber-
treter den Vorstehern sogleich anzeigen müssen. Nach ge-
wirktem Frieden liefert der Secretär die Namen der neuge-
wählten Vorsteher, der beiden Becken- oder Beutelherren,
der beiden Platzknechte und der zwölf Scheidemeister laut
ab, welche dann der Salzgräfe bestätigt. Hierauf reichen
die Frauen der Vorsteher dem Salzgräfen, dem Thalsecre-
tär und den alten und neuen Vorstehern Kränze und Blu-
men, und die Platzknechte führen zuerst dem Salzgräfen
des ältesten Vorstehers mannbare Tochter, oder, so der-
selbe keine hat, des folgenden, bräutlich geschmückt zu,
damit er mit selbiger tanze. Eben so wird dem Thalse-
cretär eine Jungfrau zugeführt, und wenn die Vorsteher
und Beutelherren ebenfalls mit Frauenzimmern versehen
sind, so beginnt der Kelgen, wobei die Platzknechte inner-
halb des Kreises umhertrippeln. Hat der Salzgräfe einige
Mal in die Runde gemacht, so geht er mit dem Secretär
hinauf in die Stube, wo ihm die Vorsteher gutes Bier
und etwas zu Essen vorsehen. Nachdem er einiges ange-
nommen, begiebt sich der Salzgräfe mit dem Secretär
wieder nach Hause, wohin ihn einige von den alten Vor-
stehern begleiten, und durch ihren Boten und dessen Frau
einen Kuchen und ein hohes gemaltes Glas, der Pfingst-
humpen genannt, mit Bier nachtragen lassen.

Nach diesem machen sie sich unter einander lustig,
und umtanzen auch abwechselnd die Birke. Die Nacht
hindurch wird aber in der Stube getanzt. So dauert es
meistens drei Tage, bis endlich alles Bier ausgetrunken
Den letzten Tag wird noch auf dem Platze an der Moritz-
Kirche im Freien getrunken, und sonst einiges genossen,
wobei man den Abend Lampen anzündet.

Ehedem ist es auch Brauch gewesen, daß wenn sich
einer der Halloren bei festlichen Gelagen mit Fluchen oder
sonst gröblich verging, man ihn im Hemde auf eine Stange
setzte, vor's Thor trug, und in die Saale warf. Eine

wegen der möglichen Erkältung höchst gefährliche Strafe, die daher, wie billig, abgekommen ist.

Damit die Halloren bei Kaltlagern doch einigen Erwerb hätten, ist ihnen von Alters her erlaubt worden, im Saalstrom mit Angeln und einigen bestimmten Fischgeräthen zu fischen, nur Bieber, Lachse und Lampreten sollten sie nach Siebichenstein abliefern. Bieber giebt es nicht mehr an der Saale, Lachse sind sehr selten, und Lampreten, worunter wahrscheinlich Neunaugen verstanden werden, kommen nur zu gewissen Zeiten in geringer Menge vor. Außer dieser Fischerei haben sie auch noch das Recht im ganzen Pfännergehege kleine Vögel zu fangen. Dieses ist einträglicher als der Fischfang, weil im Herbst sich eine Unzahl von Lerchen einstellen, welche sie mit großen Schleppnetzen fangen, was man Lerchenstreichen nennt. Diese Lerchen werden nicht nur in Halle und der Umgegend gegessen, sondern weit und breit versendet, und oft sehr gut bezahlt. Auswärts sind sie unter dem Namen Leipziger Lerchen bekannt, obschon die mehrsten, welche man in Leipzig ist, und von dort versendet, bei Halle gefangen werden. Auch andere kleine Vögel werden von den Halloren häufig gefangen, und theils gegessen, theils verkauft, wobei es zu bedauern ist, daß sie auch die Schwalben und selbst die Nachtigallen wegfangen dürfen.

Das sogenannte Pfännergehege ist ein sehr ausgedehnter Jagddistrict, der sich nach einigen Seiten mehrere Stunden weit erstreckt, und daher zum Vogelfang, und vorzüglich zum Lerchenstreichen, Raum genug darbietet.

Als noch die kleinen Rothe standen, die, wie gesagt, immer voller Rauch waren, gab dieses eine gute Gelegenheit, Fleisch zu räuchern. Daher schlachteten einige Salzwirker Schweine, und räucherten theils Fleisch und Würste, theils verkauften sie auch frisches Fleisch. Dagegen haben die Fleischer in Halle oft Beschwerde geführt, sind aber, da dieses ein sehr alter Brauch war, immer mit ih-

rer

rer Klage abgewiesen worden. Noch im Jahr 1704 wurde ihnen diese Gerechtsame vom König Friedrich I. bestätigt, doch mit der Bedingung, das Pfund Fleisch jedes Mal einen Pfennig unter der Markttare der Fleischer zu verkaufen, auch keine Knechte zum Einkauf und Schlachten zu halten.

Jetzt, da die Siedehäuser bestehen, und statt des Holzes mit Braunkohle gefeuert wird, fehlt den Halloren die Gelegenheit zum Räuchern, und ihr Schlachten hat deshalb aufgehört, obschon bei der bestehenden Gewerbefreiheit es ihnen nicht gewehrt werden könnte.

Noch haben die Halloren unter sich eine gewisse Begräbnisordnung, die ihnen 1616 und 1645 confirmirt worden. Sie haben sich auch eigne Leichentücher und Trauermäntel angeschafft. Dabei lassen sie sich auch für Geld als Träger anderer Leichen gebrauchen, und sind in dieser Hinsicht zu Halle die vornehmsten Leichenbestatter, wobei die, welche zu diesem Geschäfte taugen, und von den Unternehmern gewählt werden, eine gute Einnahme haben.

Wegen ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen giebt es unter den Halloren auch gute Schwimmeister, und sind daher jeden Sommer einige von ihnen zum Schwimmunterricht und bei den Badeplätzen angestellt.

Als bei der frühern Einrichtung des Salzwerks ungleich mehr Arbeiter als jetzt gebraucht wurden, hielten die Halloren es fast für schimpflich, ein anderes Gewerbe als das Salzsieden und die ihnen sonst zustehenden Gerechtsamen zu betreiben, auch pflegten sie damals nie aus ihrem Stamme zu heirathen, in neuerer Zeit hat sich darin aber vieles geändert, und mehrere haben schon andere Gewerbe erlernt, und zeichnen sich meistens als fleißige Arbeiter aus. Auch den Wissenschaften haben sich einige gewidmet, und Predigerstellen erlangt. Viele von den jüngern finden auch nicht mehr Gefallen an der altmodischen Tracht, sondern kleiden sich, wie es die Mode mit



sich bringt, daher werden derjenigen, die noch in der alten Tracht aufziehen können, immer weniger; und da man sich auch in Hinsicht der Heirathen nicht mehr strenge an dem alten Brauch bindet, so ist vorauszusehen, daß das Eigenthümliche dieses Völkchens nach und nach verschwinden wird.

Dieses möchte wohl Alles seyn, was sich vom halle- schen Salzwerke in der Kürze sagen läßt, denn auf das Verfahren beim Salzsieden selbst und auf den ganzen Be- trieb einzugehen, eignet sich nicht für diese Blätter.

Erklärung der Zeichnungen die Halloren betreffend.

1. Ein Hallore mit dem alten zweihändigen Schlach- tschwerdt.

2. Ein Hallore als Bannerträger, beide in ihrer ei- genthümlichen Tracht. Die Röcke sind meistens von rother, bisweilen auch von blauer Farbe, innen mit Pelz gefut- tert, außen mit vielen Knöpfen und Knopflöchern verse- hen. Die Weste, von der Farbe des Rocks, ist von oben bis unten dicht mit starken silbernen Knöpfen besetzt. Der Hut ist mit einer Straußfeder belegt, auf den Schuhen sind ziemlich große silberne Schnallen.

3. Ein Halloren-Brautpaar.

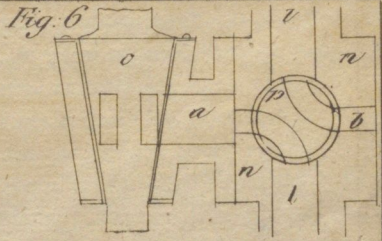
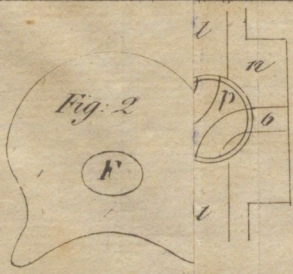
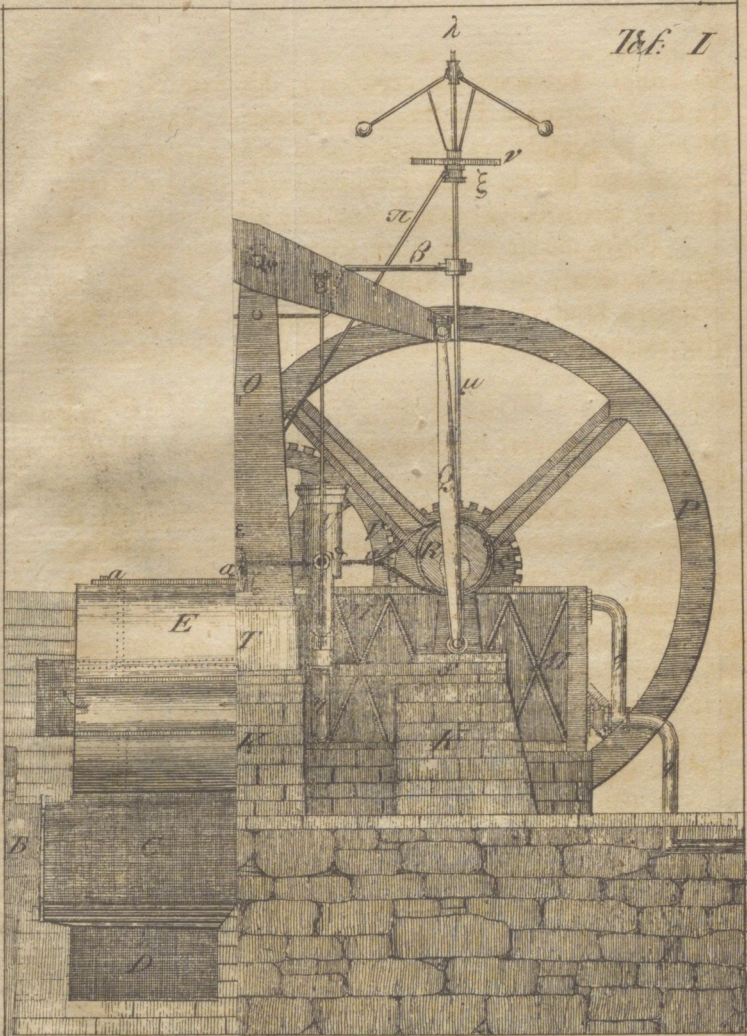
4. Ein Hallore in gewöhnlicher Sonntagstracht.

5. Ein Hallore zum Stechen auf dem Wasser aus- gerüstet. Der vor seiner Brust befindliche hölzerne Schild ist mit dem Wappen des Thals bemahlt, oben zwei ehe- malige Pfannhaken, unten ein Salzkorb.

6. Ein Hallore, der zum Fischfang gehet,

7. Ein Hallore, der zum Vogelfang ausgehet. Bei- de haben Strohkäppchen auf, die sie gewöhnlich zu tragen pflegen.





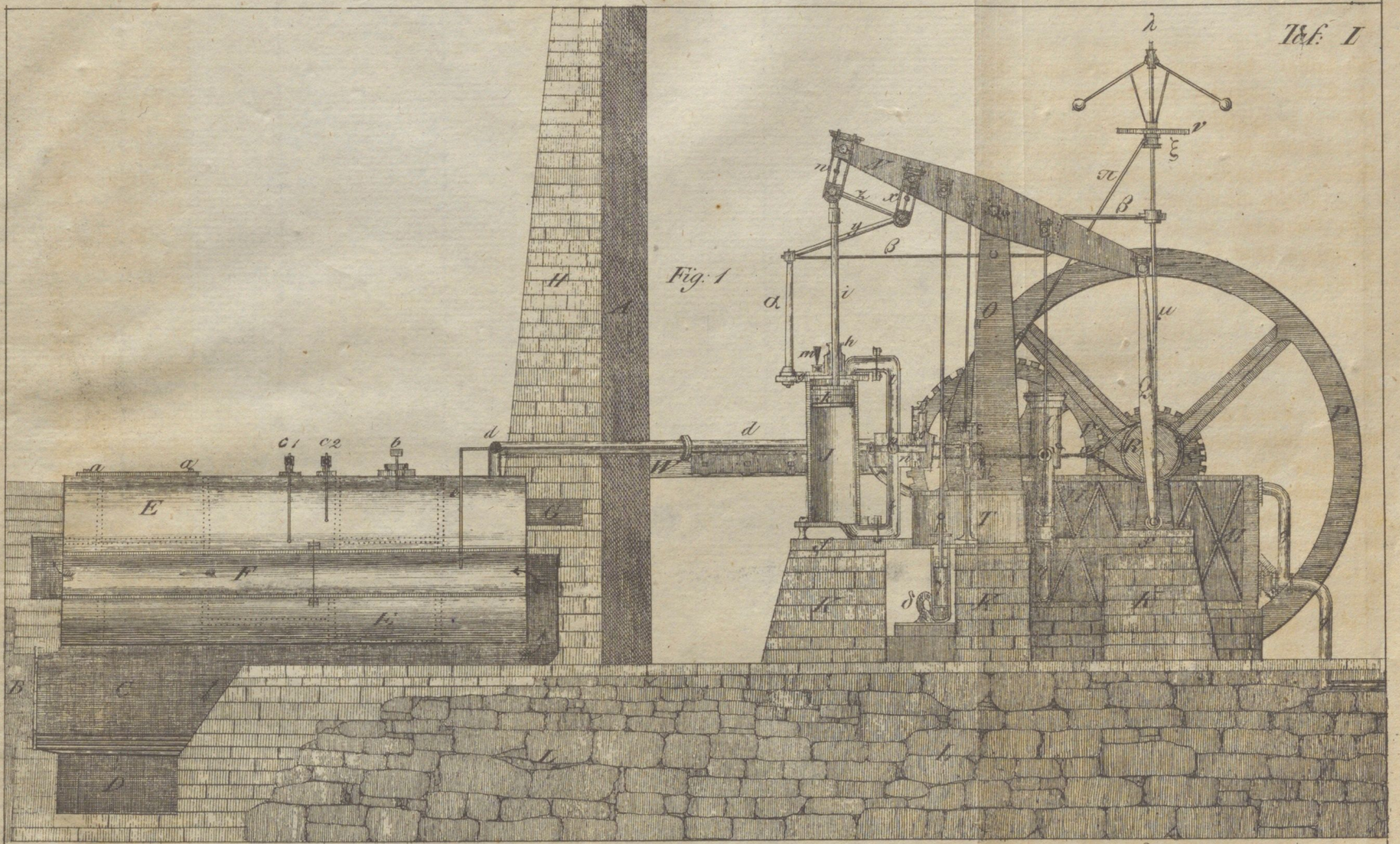


Fig. 1

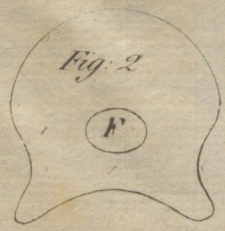


Fig. 3.

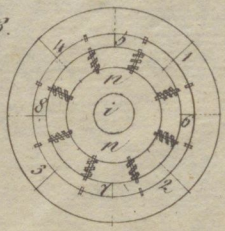


Fig. 4

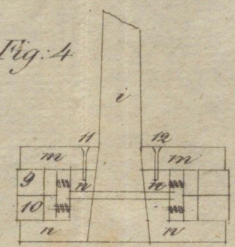


Fig. 5.

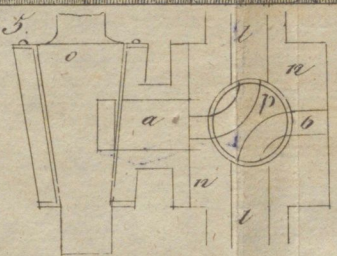
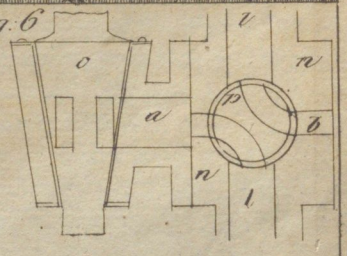


Fig. 6





Taf. II

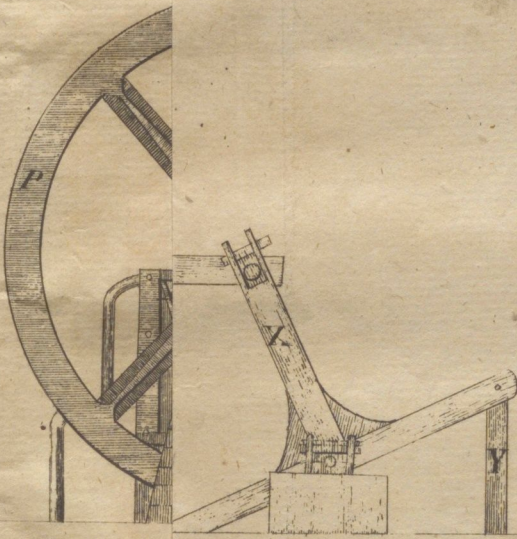


Fig. 6

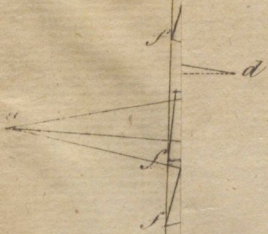


Fig. 2

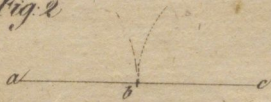
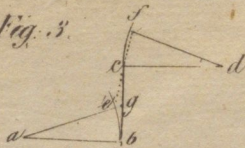


Fig. 3.



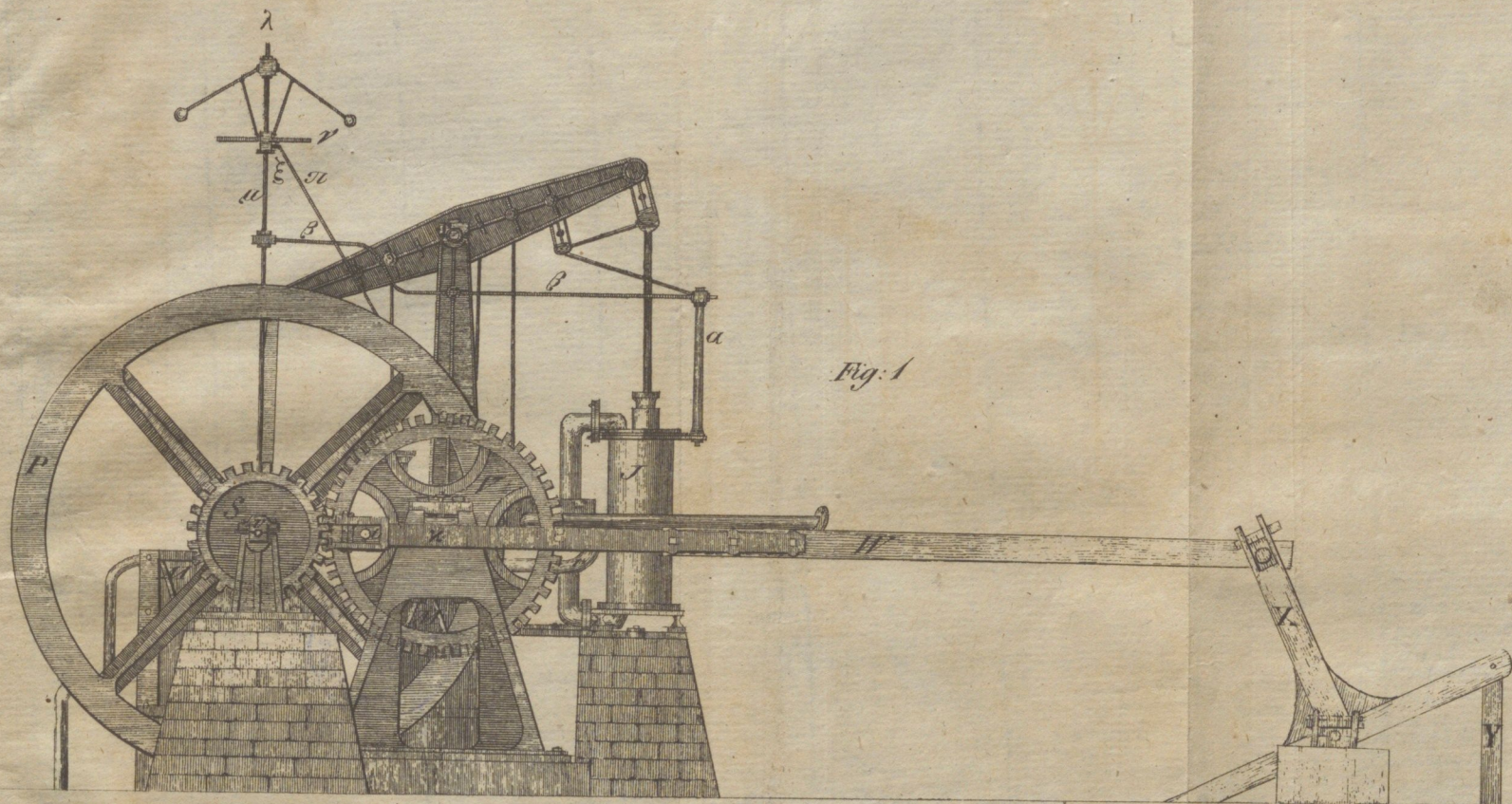


Fig. 1

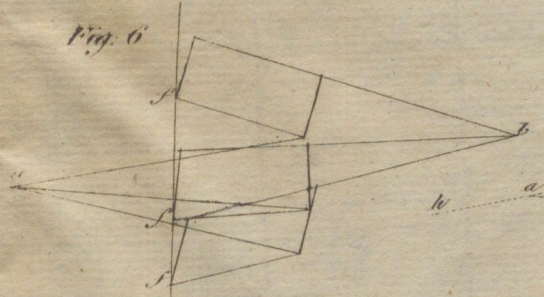
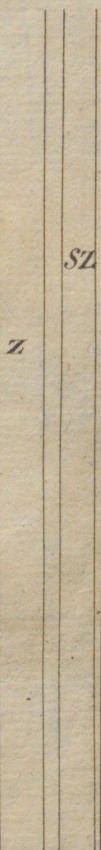


Fig. 6

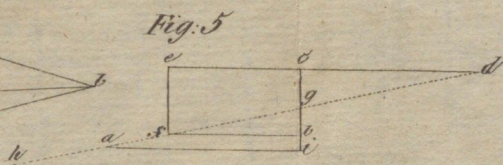


Fig. 5

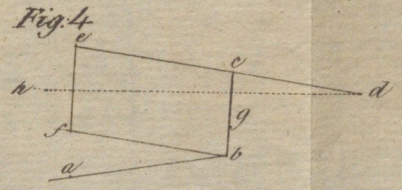


Fig. 4

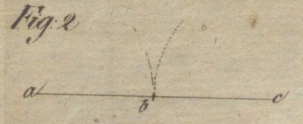


Fig. 2

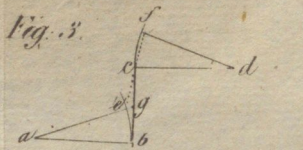


Fig. 3







Halleren!









6

stalle





4

5

6

7

bei d. Schenke in Halle





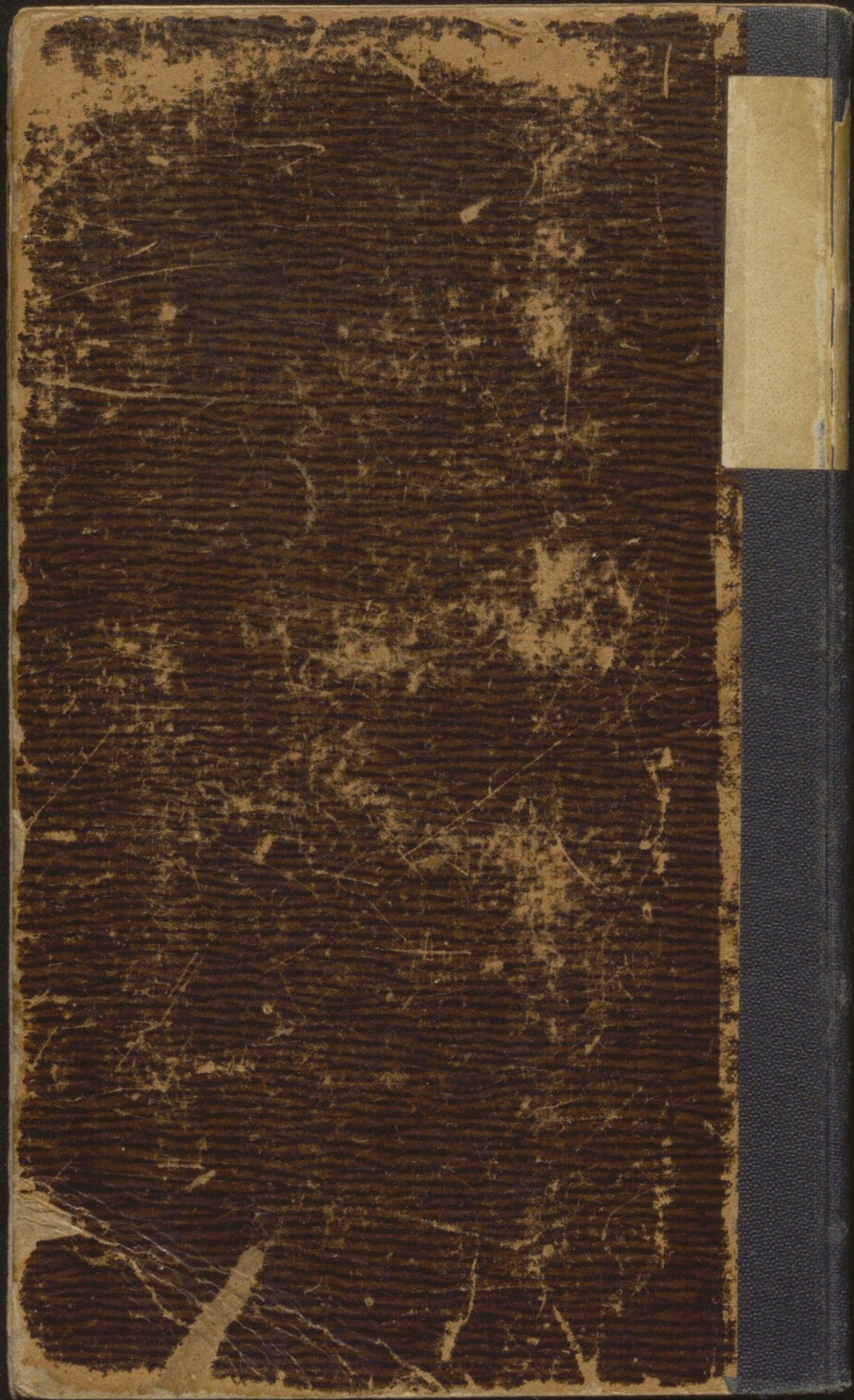


✓
yf 2949

ULB Halle
002 693 127

3





1907. Im. 63

Beschreibung

der

Dampfmaschine,

welche

im Jahre 1831 an einem Soolbrunnen zu Halle
errichtet worden;

t
Halleschen
3.
eln.
ennig.

x-rite

colorchecker CLASSIC

